Pam-
Biog.

Andreas Jakob Spieth

der Bibelüberſetzer des Ewevolkes.

Ein Lebensbild von Emil Ohly, Paſtor.

MISSIONARY RESEARCH
LIBRARY
NEW YORK CITY

Bremen.
Verlag der Norddeutſchen Miſſions-Geſellſchaft.
1920.

Vorwort.

Das Lebensbild von Andreas Jakob Spieth erschien während der Jahre 1919 und 1920 im Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Wenn im folgenden die verschiedenen Aufsätze gesammelt in die Hand des Lesers gelegt werden, so geschieht es, um das Gedächtnis an die gesegnete Persönlichkeit D. Spieths im Freundeskreis der Norddeutschen Mission und darüber hinaus festzuhalten.

Vielen bin ich für Mitteilungen aus dem Leben Spieths zu Dank verpflichtet. Die Betreffenden werden selbst sehen, wo ich mich ihrer Aufzeichnungen dankbar bedient habe.

Möchten die folgenden Blätter dazu dienen, Menschen einen Eindruck von der Herrlichkeit des Missionsdienstes zu geben, von dem in besonderem Sinne gilt: „Servitium Domini summa libertas", „Der Dienst des Herrn ist die höchste Freiheit".

Djursholm, im September 1920.

Emil Obly.

I. Heimat und Jugend.

Eine halbe Stunde Fußwegs von Eßlingen, malerisch an den Bergrücken sich anlehnend, liegt das schwäbische Dorf Hegensberg. Lieblich schauen die sauberen Häuser aus dem Grün wohlgepflegter Obstbäume hervor. Ein Kranz von Hügeln, im Hintergrunde sanft ansteigend, umschließt das reizvolle Bild. Hat man die Höhe von Hegensberg erstiegen, so schweift der Blick weit ins Württembergische Land, und aus der Ferne grüßen die feinen Linien der schwäbischen Alb. Es ist ein schönes Fleckchen Erde, wo die Wiege Jakob Spieths stand, und wir wundern uns nicht, daß ein starkes Heimatgefühl das später so weit in die Welt hinausgeführte Hegensberger Kind bis zuletzt beseelte. Stets hat es ihn nach der Heimat zurückgezogen, und oft ist der Vielgereiste später den Hegensberg hinaufgepilgert, um die Stätten seiner Kindheit wiederzusehen.

Am 2. November 1856 wurde Andreas Jakob Spieth geboren. Seine Eltern waren der Weingärtner Christian Spieth und Rosine, geb. Eberspächer Unter vier Geschwistern das jüngste, wuchs er in einem frommen Elternhause auf. Der Vater, ein in Gottes Wort tief gegründeter Mann und unter den Erweckten der Gegend als Stundenhalter hoch geschätzt, kannte kein ernsteres Anliegen, als „seine Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn und nicht für die Welt und den Teufel zu erziehen". Die heilige Schrift brannte hell auf dem Leuchter des Hauses, das den geförderten Christen der Umgegend eine liebe Stätte der Gemeinschaft und Erbauung war. Die Mutter, eine kluge und feine Frau, die nicht nur am Spinnrad, sondern auch in der Welt- und Kirchengeschichte zu Hause war, bildete eine glückliche Ergänzung des ernsten Vaters. Oft hörte man sie mit den Kindern zur Arbeit singen, und jeden Abend erklangen im Spietschen Hause die schönen Lieder des Württembergischen

Spieths Geburtshaus in Hegensberg.

Gesangbuches. Der kleine Jakob durfte auf einer Mundharmonika, später auf einer Handharmonika begleiten.

Der Vater merkte bald, daß Jakob ein begabtes Kind war. Die Schulaufgaben gingen ihm leicht und spielend von der Hand. Dabei war er den Mitschülern ein fröhlicher Spielkamerad. Besonders gern erfreute er sie mit hübschen Zeichnungen. Noch heute finden sich in alten Gesangbüchern in Hegensberg Namen, die er kunstvoll dort eingetragen hat. Auch die Freunde und Nachbarn erfuhren bald, wie sehr er sich seiner Schreibkunst freute. Sie hatten bald an all ihrem Handwerkszeug, ja, auch an den Wänden ihres Hauses ihren Namen stehen, und gingen sie dem Missetäter auf die Spur, so war es stets des „Stundenchristians" Jakob gewesen.

Schon früh sorgten die Eltern dafür, daß ihr Jakob sich in seiner freien Zeit nützlich beschäftige, was dem wilden und freiheitsliebenden Knaben freilich nicht immer angenehm war. Mit seinem Bruder Gottlieb half er dem Vater bei der Arbeit im Weinberg. Der Einfluß dieses Bruders, der

eine stille und innerliche Natur war, wirkte mildernd auf den temperamentvolleren Jakob. Auch spornte ihn die Bibelkenntnis des Bruders, der den ganzen Römerbrief, die Offenbarung Johannes, viele Psalmen und andere Kapitel aus der Bibel auswendig wußte, sich mit der Bibel vertrauter zu machen. Am Schluß seines Lebenslaufes, den er dem Basler Missionskomitee sandte, konnte er mitteilen, daß er durch Gottes Hilfe die Epistel an die Römer nebst einigen einzelnen Kapiteln des Neuen Testamentes sich eingeprägt habe.

An einige Erlebnisse besonderer göttlicher Bewahrung in der Kindheit hat sich der spätere Missionar stets gern erinnern lassen. Ein Nachbarjunge, mit dem er viel spielte, veranlaßte ihn einmal, im Stall ein Feuer anzuzünden. Der Vater, der auf dem Felde arbeitete, wurde indeß unruhig und mußte stets an seinen Jakob denken. Schließlich hielt es ihn nicht länger; er warf die Hacke weg und machte sich auf den Heimweg. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um die auflodernden Flammen zu ersticken und Kind und Haus zu retten. Ein anderes Mal machte sich der Junge mit einer großen Weinbütte, die im Garten stand, zu schaffen. Plötzlich fiel die Bütte um, doch so, daß die Oeffnung nach unten kam, in welcher der Kleine verschwand. Erst nach langem Schreien befreite ihn der Nachbar aus seinem unfreiwilligen Gefängnis. In ernste Lebensgefahr geriet er einmal beim Reinigen eines Fasses, das noch starken Schwefelgeruch in sich barg. Auch hier rettete ihn der zur rechten Zeit hinzukommende Nachbar.

Der Vater hielt sehr streng darauf, daß die Kinder die „Stunden" nicht versäumten. Jakob machte kein Hehl daraus, daß ihm dieser Zwang nicht behagte. Er gab dann seinem Verdruß dadurch Ausdruck, daß er nicht mitsang. Der Vater litt sehr unter dem Verhalten des Sohnes, aber anstatt zu schelten, brachte er seine Sorgen im Gebet vor Gott. Auch bat er befreundete Christen, fürbittend für sein Kind einzustehen. Bei solcher Gelegenheit sagte Vater Spieth einmal zu einem Freunde: „Entweder wird der Jakob ein rechter Schlingel oder aber ein brauchbares Werkzeug in der Hand unseres Gottes." Gott hat die Gebete des Vaters und jener Treuen, die ihm die Sorgen um den Sohn betend tragen halfen, erhört. Zunächst freilich wurde Jakob Spieth in schwere innere Kämpfe geführt. Der Geist des frommen Elternhauses wurde dem heranwachsenden Jüngling zu eng, der Spott gottloser Altersgenossen ließ ihn nicht unberührt,

ja, er ließ sich sogar in ihre Gesellschaft ziehen. Aber sein Gewissen blieb unruhig. Starke Angst über sein ewiges Schicksal faßte ihn. Da „bat er ernstlicher denn je den lieben Gott, ihn doch einmal von der Welt entschieden los zu

Mutter Spieth. **Spieths Geschwister.** Christine Spieth. Gottlieb Spieth. Jakob Spieth.

machen". Und Gott gab ihm die Kraft, „sich in den schmalen Weg und unter das Kreuz Christi zu begeben". Das war Jakob Spieths Bekehrung. Er hat sie stets als das entscheidende Ereignis seines Lebens betrachtet. In seinen späteren Briefen als Missionar hebt er oft hervor,

wie damals Gott aus ihm einen neuen Menschen gemacht habe. Er sagt selbst, daß ihn seine Bekehrung einen Kampf gekostet habe, so schwer, wie er nie einen bestanden habe. Aber gerade dies war wohl mit seine beste Ausrüstung für den Missionsdienst, der solchen helfen will, die aus der Finsternis des Heidentums zu Gottes wunderbarem Lichte hindurchdringen wollen.

Spieths Eltern waren warme Freunde der Basler Mission. Der „Heidenbote" wurde von Alt und Jung in der Familie eifrig gelesen. Manches Mal ist der Vater Spieth zum Basler Fest gewallfahrt, stets als Ueberbringer reicher Gaben der Hegensberger Missionsfreunde. Wenn er heimkam, lauschten die Kinder seinen Erzählungen von jenen Tagen geistlicher Erquickung in der alten Missionsstadt. Jakob Spieths Gedanken über einen künftigen Beruf gingen freilich nicht in die Mission. Sein Herzenswunsch war, Lehrer zu werden. Allein der Vater wollte sein Einverständnis nicht geben. So blieb der Knabe nach beendeter Schulzeit vorläufig zu Hause und half dem Vater bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten. Soviel wir wissen, erhielt er den ersten direkten Anstoß zum Missionsdienst in Hülben auf der Alb, wo der dortige Pfarrer ihn fragte, ob er nicht sein Leben dem Heiland in der Mission weihen wolle. Spieth war damals vierzehn Jahre alt und noch nicht reif genug, um einen Entschluß zu fassen. Aber das Samenkorn blieb in seinem Herzen haften und nach seiner Bekehrung, die er zwei Jahre später erlebte, brachte es Frucht in der ihm geschenkten Gewißheit, daß er Missionar werden müsse. Bald darauf lernte er auf dem Eßlinger Missionsfest den Basler Missionsinspektor Josenhans kennen, der in flammenden Worten um neue Missionare warb, um Hilfe in die Not der Heidenwelt zu bringen. Jetzt wußte Spieth, daß er von Gott berufen sei. Am andern Morgen stellte er sich dem Missionsinspektor zur Verfügung. Freilich, zum Eintritt ins Basler Missionshaus war er noch zu jung. Aber die zwei Jahre Wartezeit, in denen er bei Missionar Dr. Mögling in Eßlingen Unterricht in der Heiligen Schrift und im Lateinischen erhielt, vergingen schnell. Im Frühjahr 1874 konnte ihn der Vater für das Basler Missionsseminar anmelden. Er tat es mit den Worten: „Herr Inspektor, ich will aber nicht, daß Sie einen Herrn Missionar aus meinem Kinde machen, sondern einen Missionar, der in Demut seinem Heiland dient."

II. Im Basler Missionshaus.

Eine neue Welt ging Jakob Spieth auf, als er im August 1874 ins Basler Missionshaus eintrat. Mit drei anderen schwäbischen Missionszöglingen, von denen zwei in Stuttgart, der dritte auf der nächsten Station zu ihm stießen, hatte er sich verabredet, die Reise gemeinsam zu machen. Man wählte die Strecke über Mühlacker, durchfuhr, den Schwarzwald zur Linken, die Umrisse der Vogesen zur Rechten, die gesegneten Gefilde des Badener Landes und erreichte am Abend Basel, wo das stattliche Missionshaus die neuen Zöglinge aufnahm. Die Leitung der Basler Mission lag damals noch in den Händen von Inspektor Josenhans, von dessen Persönlichkeit Spieth bereits einen tiefen Eindruck auf dem Eßlinger Missionsfest, das ihn seiner Berufung zum Missionsdienst gewiß machte, gewonnen hatte. Spieths Studienjahre in Basel fallen zusammen mit den letzten Jahren des Josenhansschen Inspektorates. Josenhans hatte es verstanden, in besonderer Weise der Basler Mission das Gepräge seiner starken Persönlichkeit aufzudrücken, und auch die strengen Ordnungen des Missionshauses ließen erkennen, daß ein Mann das Steuer führte, der in voller selbstloser Hingabe an das Werk, dem er diente, dennoch die Kraft seines starken Willens zur Geltung zu bringen wußte. Für Spieths Zukunft ist es bedeutungsvoll gewesen, daß er auch mit zu der großen Schar von Missionaren gehören durfte, die dieser seltene Mann erzogen hat. Spieth hat seinen Basler Inspektor aufrichtig verehrt und geliebt. Ein kleines Erlebnis ist für sein Verhältnis zu ihm bezeichnend. In den Sommerferien hatte Spieth mit einigen Freunden einen angesehenen Leiter der Hahnschen Gemeinschaft in Württemberg besucht. Sie erhielten von dem alten Bruder allerlei Ermahnungen, die stets mit Bibelworten bekräftigt wurden. Die Ermahnung zur Demut wurde z. B. damit begründet, daß Abrams Name in Abraham und der Sarais in Sarah verwandelt wurde. „Raa muß mer, d. h. herab muß man!“ — sagte der Alte. Spieth hatte schon so viel hebräisch gelernt, um dem Gemeinschaftsleiter erklären zu können, daß diese Exegese nicht richtig sei. Dieser aber gab sich damit nicht zufrieden, sondern beschwerte sich brieflich über den jungen Missionszögling bei Inspektor Josenhans. Spieth mußte Rede und Antwort stehen, konnte zwar sein Verhalten genügend erklären, bekam aber doch eine Ermahnung

zu bescheidener Vorsicht. Wenn Spieth dies Erlebnis erzählte, pflegte er hinzuzufügen, es sei im Grunde genommen eine Ehre, von einem Mann wie Josenhans auch einmal hart angelassen worden zu sein.

Die Ausbildung im Missionshause forderte die ganze Kraft der Zöglinge. Aber auch damals schon zeichnete sich Spieth durch seinen eisernen Fleiß aus, dem er nicht zum wenigsten die späteren Erfolge seines Lebens zu verdanken hat. Durch den Unterricht bei Dr. Mögling hatte er im Lateinischen einen Vorsprung. Aber um in der Arithmetik und Geometrie mitkommen zu können, mußte er alle Kräfte anspannen. Für die alten Sprachen hatte Spieth schon damals eine besondere Vorliebe. Wie freute er sich, als er soweit war, daß er sein Neues Testament griechisch und Stücke aus den Psalmen und Propheten hebräisch lesen konnte!

Das Hauptanliegen war ihm stets die Vertiefung in die Heilige Schrift, die ihm schon im Elternhaus der teuerste Schatz geworden war. Gern benutzte er bei seinen Bibelstudien Bengels Gnomon in deutscher Ausgabe, der mit seinen kurzen, aber tiefen Erläuterungen oft ein ganz überraschendes Licht auf eine Schriftstelle fallen läßt. Auch Oetingers Schriften waren ihm lieb und vertraut. Er hatte sie gleich dem Gnomon als Erbstück aus dem Elternhause mitgebracht. Wie sein ganzes Denken von biblischen Gedanken bestimmt war, zeigte sich einmal, als die Klasse einen Aufsatz über die Sitten der Gallier nach Cäsars „De bello Gallico“ schreiben sollte. Er stellte im Gegensatz zu den anderen seine Arbeit unter den Gesichtspunkt von Römer 1, 18—32 und erntete uneingeschränktes Lob für diese Behandlung des Themas.

Schon im Missionshaus war Spieth einer, der mutig für seine im Verkehr mit der Heiligen Schrift erwachsene Ueberzeugung eintrat. Ein junger Theologe erregte einmal durch eine eigenartige Lehrmeinung den Widerspruch der meisten Zöglinge. Es war keine Sache von weittragender Bedeutung, aber Spieth hatte keine Ruhe. Mit einem Predigtbuch von Hofacker unter dem Arm kam er zu dem Lehrer aufs Zimmer und gab nicht nach, bis er diesen von seinem Irrtum überzeugt hatte. Ein anderes Mal hörte er, als er in den Ferien zu Hause war, daß die Töchter einiger Gemeinschaftsmitglieder von einem ganz weltlichen Verein aufgefordert waren, bei der Fahnenweihe Ehrenjungfrauen zu

sein. Spieth ging zu den Eltern und stellte ihnen vor, es sei besser, ihren Töchtern die Teilnahme an dem Fest zu verbieten. Spieth hatte dafür den Spott der Festteilnehmer zu tragen, die ein gehässiges Gedicht in die Zeitung brachten, das mit dem Reim schloß: „Wir gehen dennoch Hand in Hand und wünschen dich ins Pfefferland."

Eine große Rolle spielte im Missionhaus der ehrwürdige aber strenge Hausvater Kolb. Er wachte eifrig darüber, daß die Hausordnung nicht übertreten wurde. Diese verbot u. a. auch den Zöglingen den Briefwechsel „mit ledigen Personen des anderen Geschlechts." Nach seiner Gewohnheit kam Kolb an einem Sonntag nachmittag in die Klasse, um zu sehen, was die Brüder trieben. „An wen schreibst Du, Spieth?" „An mein Bäschen, eine Diakonisse in N. N." „So, weißt Du denn nicht, daß die Brüder nicht an ledige Personen vom anderen Geschlecht schreiben sollen?" „Herr Hausvater, Sie dürfen es lesen" — mit diesen Worten hielt Spieth ihm seine beschriebenen Seiten hin. Nichts hatte ihm ferner gelegen, als die Bestimmung der Hausordnung übertreten zu wollen.

Spieths Predigtgabe, die später so vielen zur Erbauung wurde, offenbarte sich bereits im Missionshaus. Sein späterer Mitarbeiter in Afrika, Missionar Bürgi, schreibt darüber: „Meine erste Erinnerung an Bruder Spieth geht ins Jahr 1878 zurück, als ich kurz vor meinem Eintritt ins Missionshaus das Basler Missionsfest besuchte und in der Klingenthalkaserne in Kleinbasel mit noch etwa dreißig anderen als Festgast einquartiert war. Dort hielten ältere Missionszöglinge aus dem Missionshaus die nach dem Frühstückstisch in der Kantine stattfindende Morgenandacht, in der mir zum ersten Male die einstimmig frisch gesungenen württembergischen Choräle auffielen. Zweimal hielt auch Br. Spieth die Andacht, und schon damals fiel mir seine lebendige, klare, kräftige Art auf, die sein Reden auszeichnete. Das zeigte sich auch später in den Probepredigten, die die Brüder der II. und III. Klasse im Betsaal am Sonntag von 11 bis 12 Uhr vor den oberen Klassen und Herrn Inspektor Josenhans halten mußten. In dem einen Jahr, das ich als Hospitant in der I. Klasse zubrachte, während er damals in der zweiten war, hörte ich zwei Predigten von ihm, die ihm jedesmal eine gute Note einbrachten, obwohl Inspektor Josenhans nicht leicht zu befriedigen war." Auch Spieths Eifer im Englischen ist Missionar Bürgi noch in Erinnerung.

Spieth pflegte ihn öfters nach dem Mittagessen zum Spazierengehen einzuladen, wobei sich die Beiden im Englischen übten.

Neben aller Arbeit im Missionshause versäumte Spieth nicht die Pflege seines inneren Lebens. Das Erbteil seines frommen Elternhauses galt es zu vertiefen. Das rege geistliche Leben der alten Missionsstadt, das bei den Missionsfesten über seine Ufer trat und Tausende erquickte, wurde auch ihm zum Segen. Sein Entschluß, „sich ganz seinem Herrn und Heiland zu Dienst und Willen zu übergeben", wurde immer fester verankert. Das Gebet war ihm dabei die wichtigste Hilfe. Wie oft hat er im „Gebetskämmerlein" des Missionshauses allein oder mit zwei oder drei eng verbundenen Freunden darum gerungen, ein brauchbares Werkzeug seines Herrn zu werden!

Die Basler Jahre gingen schnell dahin, und die Zeit der Aussendung in die Ernte Jesu in der Heidenwelt rückte näher. Spieth rechnete, wenn er an die Zukunft dachte, wohl mit einem der Basler Missionsfelder, Indien, China oder der Goldküste. Doch Gott hatte einen besondern Weg für ihn.

III. Nach Afrika.

Die Basler Mission stand schon drei Jahrzehnte in enger Verbindung mit der Norddeutschen. Nach Aufgabe einer eigenen Ausbildungsstätte ließen die Bremer ihre Missionare im Basler Missionshause ausbilden, dessen Traditionen dem Geiste der Norddeutschen Mission sehr nahe standen. Man arbeitete in Afrika dicht nebeneinander unter ganz ähnlichen Verhältnissen, und Bremen war der älteren Schwestermission für manchen Hilfsdienst verpflichtet. Bei diesen engen Beziehungen war es nicht wunderbar, daß Bremen sich im Jahre 1880 mit der Bitte an das Basler Komitee wandte, seiner gerade damals sehr großen Arbeiternot, die durch das mörderische Klima der Sklavenküste eigentlich niemals aufhörte, durch Ueberlassung zweier sendungsfähiger Zöglinge aufzuhelfen. Die Basler versagten auch damals ihre Hilfe nicht und bestimmten die Zöglinge Johann Gottlob Lang und Andreas Jakob Spieth, die gerade am Ende ihrer Studien standen, für die Arbeit auf der Sklavenküste im Dienste der Bremer Mission. Es ist ganz natürlich, daß dieser Weg Spieth nicht leicht wurde. Die Bremer Mission war ihm fremd. Er war niemals in Norddeutschland gewesen. Während der Studienzeit im Missions-

hause war er mit dem Basler Komitee, den süddeutschen und Schweizer Missionsfreunden, überhaupt mit der ganzen Basler Arbeit eng verwachsen. Es bedurfte einer Umstellung seiner eigenen Zukunftsgedanken, um des neuen Weges froh zu werden. Aber Spieth war ein Mann des Gehorsams und der Demut. In der Entscheidung seines Komitees sah er Gottes Wink und Willen. So schrieb er denn an den Bremer Vorstand: „In der Gewißheit, daß dieser Ruf nach Afrika nur die göttliche Antwort auf das tiefste Verlangen meines Herzens ist, kann ich heute meine freudige Bereitwilligkeit zur Annahme dieses Rufes aussprechen.

Freilich darf ich nicht verhehlen, daß mich der Gedanke an die Trennung von der Basler Mission und das Versetztwerden in den mir bisher unbekannten Boden der Bremer Mission manche innere Kämpfe kostete.

Doch das seligmachende Evangelium von Christo, das sich an meinem eigenen Herzen als neuschaffende Gotteskraft erwiesen, darf und soll ich ja verkündigen, und das ist meines Herzens Freude. Da nun diese frohe Botschaft in aller Welt verkündet werden soll, so kann ich im Aufblick auf den Herrn sagen: Hier bin ich, Herr, sende mich!"

Nun galt es Abschied zu nehmen von Missionshaus und Freundeskreis in Basel. Die Aussendung nach Afrika sollte, um der kleinen durch Krankheit geschwächten und durch Arbeit überlasteten Brüderschaft im Ewelande schnelle Hilfe zu bringen, sehr bald erfolgen. Mit einem guten Zeugnis, in dem ein „Gut" in der Religionsgeschichte die besonderen Interessen Spieths verriet, verließ er das Missionshaus. Sein Herz lebte, wie er an Inspektor Zahn schrieb, schon in Afrika. Am 27. Mai wurden die Brüder Lang und Spieth gelegentlich des Bremer Jahresfestes durch Pastor C. R. Vietor, dem damaligen Präses der Norddeutschen Mission, ordiniert und verabschiedet. Spieth sprach zum Abschied über das Jeremiabekenntnis: „Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen, du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen." Kein schöneres Bekenntnis läßt sich denken für einen ausziehenden Missionar. Bei Spieth kam es aus einem vollen Herzen. Er war seiner Berufung gewiß, und voll fröhlichen Vertrauens auf den Herrn, der ihm zu stark geworden war, zog er in die Heidenwelt.

Spieths Bestimmung lautete nach Keta. Am 6. Juli 1880 landete er zusammen mit Missionar Lang dort nach glücklicher Reise mit dem ersten Dampfer, der den unmittelbaren Verkehr

zwischen Deutschland und Westafrika aufnahm. Missionar Tolch und Frau bereiteten ihnen einen herzlichen Empfang. Zwei Tage nach ihrer Ankunft kam auch Missionar Bürgi von Anyako, jenseits der Ketalagune, mit dem Boot herübergefahren, um die Neuangekommenen, die er vom Basler Missionshaus her kannte, ohne damals freilich zu ahnen, daß sie seine Arbeitsgenossen in Afrika werden würden, zu begrüßen. Er schreibt selbst darüber: „Beide waren eben daran, ihre bei der Landung naß gewordenen Sachen zu trocknen, was bei den Matratzen nicht gelingen wollte. Aepfel, die sie von Hause mitgebracht hatten, um draußen eine Freude zu machen, waren zum Teil verfault. Die erste afrikanische Enttäuschung! Sie fanden, daß ich schon recht afrikanisch aussehe. Noch nicht drei Tage im Lande, hatte Spieth sich schon fest hinter die Sprache gemacht und setzte mich in Erstaunen, mit welcher Fertigkeit er schon in Ewe zu grüßen verstand. Auch brachte er mich schon damals mit allerlei Fragen über allerlei Eigentümlichkeiten in der Ausdrucksweise des Grüßens in Verlegenheit."

Nur einige Tage blieb Spieth in Keta. Schwere Krankheitsnot in Ho machte seine Hilfe im Innern des Landes notwendiger als an der Küste. Schon am 18. Juli fuhr er mit Missionar Lang nach Anyako, wo letzterer blieb, freilich um schon im Oktober mit gebrochener Gesundheit in die Heimat zurückzukehren. Spieth dagegen zog auf der alten Missionsstraße über Waya nach Ho, wo er am 27. Juli eintraf. Auf der Reise, die er in der Hängematte machte, tat er die ersten Blicke in die Finsternis urwüchsigen Heidentums. Vor den Dörfern waren überall zahlreiche Fetische aufgestellt. Tief griff ihn der Jammer des Heidentums ans Herz: „In wem sollte nicht der Entschuß aufs neue erstarken, wenn anders er die seligmachende und rettende Liebe Gottes in Christo schon an seinem eigenen Herzen erfahren, all seine Kraft zur Aussaat des Evangeliums einsetzen zu wollen, wozu ihn sein Herr gesendet?"

In Ho stand Missionar Binetsch allein und selbst noch ein Neuling der Station vor. Die Ankunft des neuen Mitarbeiters war ihm Freude und Ermutigung, um so mehr, als er Spieth schon seit 1874 kannte und in dessen Elternhaus seitdem alljährlich zu Gaste gewesen war, bis er 1878 zum ersten Mal nach Afrika hinauszog. Die feierliche Abschiedsstunde im Kreise der Hegensberger Stundenleute, in dessen Mittelpunkt Johannes 15 gestanden hatte, war ihm

unvergeßlich geblieben. Und nun sollte Spieth ihm zur Seiten treten! „Wir haben uns sehr bald ineinander gefunden und haben in liebender Eintracht zueinander gehalten und einander ergänzt" — so schreibt Binetsch in Erinnerung an die erste Zeit gemeinsamen Arbeitens.

Gleich der erste Sonntag in Ho brachte Spieth die interessantesten Eindrücke. Der König Usu Kofi von Ho, d. h. der Hauptstadt des Hostammes Wegbe, ließ den Missionaren durch eine pompöse Gesandschaft von 50—60 seiner Leute ein neues Gesetz verkünden. Binetsch und Spieth saßen im Sofa, die Leute setzten sich um den Tisch und was auf den Stühlen nicht Platz hatte, ließ sich auf dem Boden nieder, so daß das ganze Zimmer besetzt war. Spieth sah den Vorgang nicht ohne Sorge an. Aber Binetsch machte der Sache bald ein Ende. Er fragte, wieviel Boten der König gesandt habe, worauf sich vier meldeten. Als die anderen seiner Aufforderung, sich zu entfernen, nicht folgten, stand Binetsch auf, nahm einen nach dem andern beim Arm und schob ihn zur Tür hinaus. Doch bald gewann auch Spieth im Verkehr mit den Eingeborenen die nötige Sicherheit. Er hatte die Apotheke und die Pflege der Kranken übernommen, und das brachte ihn stets mit der Bevölkerung in engste Be-

Kirchhof in Ho.

rührung. Mit dem größten Eifer ließ er sich auch die Erlernung der Sprache angelegen sein: „Ein brennendes Verlangen erfüllt mich vom Morgen bis zum Abend nach Kenntnis und Verständnis der Sprache, damit ich nicht mehr Dolmetscher gebrauchen müsse, um zu den Herzen der Neger zu gelangen."

Doch bald begann auch Afrikas harte Schule für Spieth. Der erste Arbeitseifer wurde gehemmt durch Fieberanfälle. Ueber die inneren Erfahrungen jener Krankheitstage schreibt er selbst: „In Afrika ist man mehr als irgendwo anders genötigt, jener apostolischen Worte bei all seinem Denken und Reden eingedenk zu bleiben: Morgen, so der Herr will, wollen wir dies oder das tun. Will nun demgemäß der liebe Gott, daß ich morgen oder mehrere Tage danach Fieber haben soll, was habe ich, der Ton, dem fehllosen Tun meines Töpfers und Schöpfers gegenüber einzuwenden? Stille sein und harren ist meine Aufgabe, der gegenüber alle anderen in den Hintergrund treten. Was hat aber der junge Missionar in einer solchen Stelle zu lernen? Gewiß nichts anderes, als in Wahrheit mit dem Psalmisten ausrufen zu können: Deine Gnade, o Herr, ist besser denn leben. Letzteres zu lernen, und zwar in besonders mir hierzu geschenkten Fiebertagen, war auch in jüngst vergangener Zeit meine Aufgabe." Am 18. Dezember stand Spieth am ersten afrikanischen Sterbebett. Frau Binetsch wurde vier Wochen nach ihrer Hochzeit ihrem Manne durch das tückische Fieber entrissen, und ein neues Grab mußte neben den vielen schon vorhandenen auf dem Missionsfriedhofe in Ho gegraben werden. Treulich hat Spieth das schwere Leid des Freundes und Arbeitsgenossen mitgetragen. Am 26. Dezember schwebte er selbst zwischen Tod und Leben. Mit furchtbarer Gewalt hatte ihn das Fieber gefaßt. Binetsch, der ihn trotz eigener Krankheit pflegte, hatte schon alle Hoffnung aufgegeben. Doch Gott half hindurch. Bewegten Herzens schrieb Spieth nach seiner Genesung: „Was der Herr, mein lieber Vater im Himmel, an mir tut, kann ich in Ewigkeit nicht ausrühmen. Mein Herz ist des Dankes voll; darum soll mein armes, wie neu geschenktes Leben demütig und dankbar zu den Füßen meines Heilandes gelegt sein. Gefällt es ihm dann, es heute oder morgen zu sich zu nehmen, so bin ich im Leben und Sterben des Herrn. Heute und morgen aber soll dieses große Geschenk des Lebens unverdrossen in jeglichen Dienst dieses geliebten, treuen und wahrhaftigen Herrn gestellt sein."

IV. Die Arbeit in Afrika.

Die Station Ho, auf der Spieth arbeitete, war alter Missionsboden. Am Ende des Jahres 1858 war sie von den Missionaren Steinemann und Illg gegründet worden. Sie sollte der letzte Stützpunkt auf dem Wege nach Peki sein, das nach den ersten fehlgeschlagenen Versuchen der Pioniermissionare ihre Nachfolger immer wie mit magnetischer Kraft anzog. Man hatte ursprünglich eine Station an dem vier Stunden nordwestlich von Waya gelegenen Adakluberg geplant, aber wegen des Widerstandes der dortigen Eingeborenen davon Abstand nehmen müssen. So entschloß man sich, in dem vier Stunden nördlich von Adaklu gelegenen Stamm der Hoer die Station anzulegen. Auf einer kleinen Höhe zehn Minuten südlich von der Königsstadt Wegbe hatten damals Steinemann und Illg unterstützt von dem Baumeister Haupt die erste Missionsniederlassung im Hostamme errichtet. Die Arbeit in Ho gestaltete sich schwer und dornenreich. Das Klima forderte manches Opfer und hemmte die Arbeitskraft der Missionare. Dazu erwies sich der Hostamm als gänzlich unempfänglich für das Evangelium. Ein Erdbeben am 10. Juli 1862 verstärkte den Widerstand gegen die Missionare anstatt ihn, wie man gehofft hatte, zu brechen. Die ersten Täuflinge in Ho, die am 6. Januar 1866 getauft wurden, gehörten bezeichnenderweise nicht dem Hostamme an, sondern setzten sich aus zugezogenen Arbeitern zusammen. Erst nach zehnjähriger Arbeit konnte Ende 1868 der erste Hoer, der spätere Evangelist William Akude, getauft werden. Damals waren hoffnungsvolle Zeichen für einen Umschwung vorhanden, aber der 1869 ausbrechende Asantekrieg zerstörte alle Hoffnungen, vertrieb die Missionare und legte die Station in Asche. Erst 1875 konnte die Arbeit in Ho wieder aufgenommen werden. Neues Leben blühte aus den Ruinen. Die wiederhergestellte Station zeigte, was die Schaffenskraft der Missionare vereint mit der Arbeitswilligkeit der Eingeborenen hervorzubringen versuchte. Sie wurde auch ein neuer Sammelpunkt für den durch die Unruhen des Krieges zersprengten Hostamm, der 1876 seine alten Dörfer Wegbe, Achlicha und Banjako wieder aufzubauen begann. Auch der alte Bann der Unempfänglichkeit begann zu weichen. Nicht nur auf der Hauptstation, sondern auch auf Außenstationen in der Nähe von Ho sammelten sich kleine Christengemeinden.

In diese Zeit eines hoffnungsvollen Aufstieges fiel Spieths Eintritt in die Arbeit. Die Gemeinde im Hostamme war damals nach seinen eigenen Worten wohl die „lebendigste und kräftigste" und machte äußerlich fast die Hälfte der damaligen ganzen Ewechristenheit aus. Die ersten Berichte Spieths waren daher auch auf einen hoffnungsvollen Ton gestimmt. In einem Brief an den Vorstand aus dem Jahre 1881 schreibt er: „Auf der einen Seite stehen wir hier einer ungeheuer starken Macht der Finsternis gegenüber, auf der andern Seite hingegen dürfen wir doch mit Freuden wahrnehmen, wie selbst da, wo wir es oft gar nicht vermutet hätten, ein Fünklein des Evangeliums seine Gotteskraft erweist, um, wenn die Stunde gekommen ist, in seiner ganzen Klarheit und Herrlichkeit aus der bisherigen Verborgenheit an die Oeffentlichkeit zu treten und sich noch an vielen andern, die bisher noch in der Ferne gestanden, in seiner neuschaffenden Kraft und Lebensfülle zu erweisen. Das Morgenrot des neuanbrechenden Tages ist nicht nur für Afrika überhaupt, sondern auch für unser Ewe- und speziell für unser Ho-Volk bereits klar und aufs unwidersprechlichste zu sehen. Sollte der Tag etwa ausbleiben? Wohl mag düsterer Nebel und unheimliches Gewölke die volle Macht der Sonne und ihr helles Licht noch kurze Zeit zurückhalten, aber siegen wird

D. Spieths Missionshaus in Ho.

sie! Ja, Jesus siegt! Diese Gerechtigkeitssonne hat schon ihre lieblichen Strahlen in das dunkle Nachtgewölke des Heidentums hier hereingesandt, so daß viele, obgleich sie die Finsternis noch mehr lieben denn das Licht, dasselbe doch gegen ihren Willen sehen müssen. Ja, zur Ehre des Herrn sei's gesagt, wir haben Leute hier, die mit Ernst und mit Freuden in diesem Lichte wandeln. Sie sind gewiß nur Vorläufer von solchen, die noch nachfolgen." Gott hat diese Hoffnungen nicht zu Schanden werden lassen. Zählten die Christengemeinden des Hobezirkes damals nur 106 Seelen, so erhöhte sich die Zahl bis 1888 auf 500 und im folgenden Jahrzehnt auf 1351 Seelen.

Zwar damals im Anfang der achtziger Jahre stand man in Ho noch in der Zeit der geringen Dinge. Spieth erfuhr es, daß die ganze Ausdauer und Hingabe eines völlig im Dienst seines Herrn stehenden Missionars dazu gehöre, um dem zähen Heidentum des Hostammes Boden abzugewinnen. Er hat sich aber in dem harten Kampf, den er, oft geschwächt durch Krankheitsnot, zu kämpfen hatte, niemals entmutigen lassen. Spieth war als Missionar durchaus Optimist, nicht im Sinne schwärmerischer Hoffnungen, sondern in der Gewißheit des Wortes: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Eine große Ermunterung war es für ihn, als am 9. Januar 1881 die erste Außenstation Kpenoe, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Ho entfernt, eingeweiht werden konnte. Gleichzeitig wurde dort der Katechist Rudolf Mallet in sein Amt eingeführt. Die Christen in Kpenoe und Akoviewe hatten mit großem Eifer den Bau der einfachen Lehrerwohnung und des Schullokals betrieben, und nur gering hatte die Beihilfe der Mission zu sein brauchen. Für Noa Yawo, die Seele der Kpenoegemeinde, hatte Spieth besonderes Interesse. Als Binetsch und Spieth am Abend gehobenen Mutes von Kpenoe nach Ho zurückkehrten, ergriff Spieth bewegt die Hand seines Arbeitsgenossen und sagte: „Lieber, wir wollen hier arbeiten, bis wir sterben." Schon damals gehörte sein ganzes Herz der Arbeit am Volke. Für jedes hoffnungsvolle Zeichen war Spieth dankbar. Eines Tages kam der König von Sokode nach Ho und bat um nichts weiter als um eine Fibel, aus der er lesen lernen könne. Spieth schrieb unter dem Eindruck dieser Begebenheit nach Hause: „Ich glaube, wir stehen tatsächlich am Vorabend einer neuen Zeit, in der unser Volk wie aus einem langen, tiefen Traum erwachen

wird. Machen Sie nur unseren in der Heimat sich vorbereitenden Leuten Mut und bringen Sie ihnen etwas von der Begeisterung bei für die Eroberung ihres Volkes für Jesum." Seine Frau, eine Tochter des Missionsarchitekten Laißle, die ihm am 28. August 1882 in Keta angetraut wurde, stand ihm, von gleicher Missionsliebe und Hingabe beseelt, auch in den schwersten afrikanischen Zeiten als treue Gehilfin zur Seite. „So lange wünsche ich mit meiner lieben Frau leben zu dürfen, bis der Sieg des Heilandes unter unserem Volke ein ausgemachter ist; und das wird kommen in Bälde. Ich rede nicht als Sanguiniker, sondern als einer, den die Wahrheit der Gottesverheißungen lebendig durchdringt."

Freilich schon im Juli 1883 machte Spieths geschwächte Gesundheit die erste Rückkehr in die Heimat notwendig, und die Aussichten für ferneres Arbeiten in den Tropen schienen gering. Zwei Jahre waren erforderlich, um seine durch manches Fieber erschlaffte Kraft wieder zu stählen. Er brachte sie zum größten Teil in der süddeutschen Heimat zu. Reisen nach England und in die Schweiz vervollständigten seine Ausbildung und stärkten ihn gesundheitlich. Den Abschluß seines Europaurlaubes bildete ein besonders erquickender Aufenthalt in Bad Boll. So nahte die Zeit seiner Wiederaussendung. Er sah ihr mit Demut und Ernst entgegen. Ein Brief aus jener Zeit läßt uns in sein Inneres sehen. Er macht sich in ihm das Wort eines befreundeten Missionars zu eigen: „Ich freue mich, wieder nach Afrika zurückzukehren, schon deshalb, weil ich hoffe, vieles besser machen zu können, was ich in meiner ersten Periode schlecht gemacht habe." Dann aber fährt er fort: „Es scheint im Blick auf mich selbst, es sei eine neue göttliche Sendung nötig für einen in der Heimat weilenden Missionar. Er muß die Frage: Wen soll ich senden? gehört und die Antwort darauf gegeben haben: Hie bin ich, sende mich. Diese Antwort kann aber nur von dem recht und in Wahrheit gegeben werden, der mit Jesajas etwas von jenem „Wehe mir, ich vergehe" erfahren hat und das Wort des Herrn vernommen hat: Siehe, hiemit sind deine Lippen gerührt, daß deine Missetat von dir genommen und deine Sünde versöhnt sei, oder: Dir sind deine Sünden vergeben. Wenn das nicht geschehen, so hielte ich einen Wiederauszug nach Afrika für Vermessenheit."

Nach der ersten Heimkehr ist es Spieth durch Gottes Gnade vergönnt gewesen, noch sechsmal wieder hinauszuziehen. Abgesehen von der letzten Reise durfte er immer wieder nach

seiner geliebten Ho-Station zurückkehren. Er ist daher in den 21 Jahren, die er als Missionar in Afrika wirkte, ganz besonders mit dieser Station verwachsen. Wenn er auch seit 1887 als Generalpräses über dem ganzen Werk im Ewelande waltete, so blieb doch Ho seine Station in besonderem Sinne. Er war überall auf der Sklavenküste bekannt, und es gab wohl wenig Christen dort, die ihn nicht persönlich gesehen haben. Aber seine Ho-Gemeinden lagen ihm doch besonders am Herzen.

Spieths Arbeitsjahre in Afrika füllen gerade die Zeit aus, in der sich mit dem starken Einstürmen der europäischen Kultur eine innere und äußere Umbildung der Lebensformen des Ewevolkes zu vollziehen begann, die auch für die Missionsarbeit von großer Bedeutung war: Er durfte den Beginn der großen Ernte sehen, die nach der langen Tränensaat heranreift. So hat er Zeuge eines stetigen Wachstums der Christengemeinden sein dürfen. Nicht weniger als 32 Außenstationen sind von Ho aus von 1880 bis 1909 gegründet worden, die meisten von ihnen während Spieths Wirksamkeit. Die Schulen nahmen ebenfalls einen erfreulichen Aufschwung. Im Jahre 1888 zählte man 283 Schüler in den Hoschulen, zehn Jahre später waren es 232 Knaben und 136 Mädchen, und der Höhepunkt wurde 1903 erreicht mit 624 Schülern. Im Jahre 1892 erfuhr das Schulwesen in Ho eine bedeutende Erweiterung durch die Eröffnung einer Mädchenanstalt, wo die besseren Schülerinnen der Außenstationen zwei Jahre neben dem täglichen Unterricht auch in den praktischen Dingen des Haushaltes unterwiesen wurden. Schon 1884 hatte Spieth auf die Notwendigkeit einer solchen Gründung hingewiesen. Von großem Wert war es, daß die Norddeutsche Mission bei den politischen Neugestaltungen, die sich in den achtziger und neunziger Jahren im Ewelande vollzogen, in Spieth einen so besonnenen und erfahrenen Vertreter hatte. Der Taviewekrieg drohte 1888 die Schrecken des Asantekrieges wieder aufleben zu lassen, und nur die Entschlossenheit der englischen Regierung löschte die bereits entzündete Kriegsfackel noch rechtzeitig aus. Eine Folge der Taviewe und Matse aufgenötigten Friedensbedingungen war die Oeffnung des Gebietes dieser Stämme für die Missionsarbeit. Ho selbst lag noch in der englischen Interessensphäre, und 1890 wurde auch die Ho-Schule durch den Inspektor der Regierung geprüft. Noch in demselben Jahre kam dann das Ho-Gebiet durch Vertrag in den Besitz Deutschlands. Dieser Regierungswechsel übte seinen Einfluß

vor allem auf den Schulunterricht aus. Spieth hatte es damals verstanden, in geschickt geführten Verhandlungen mit den Regierungsorganen eine allmähliche Ersetzung des

Freyburger. Dettmann. Spieß. Beck. Fies. Schröder.
Schoffer. Däuble. D. Spieth. Bürgi. Härtter.

Missionarskonferenz unter Präses Spieths Leitung.

englischen Unterrichts durch den deutschen zu erreichen. Die Arbeit der deutschen Kolonisation schuf auch für die Mission neue Voraussetzungen. Spieth hatte es z. B. noch erlebt,

wie das Sonntagsopfer in Ho in einem großen Kasten gesammelt wurde, in den jeder Kirchenbesucher vier bis fünf Kaurimuscheln warf. Die deutsche Regierung brachte ihr Kupfer- und Nickelgeld unter die Leute. Das Wirtschaftsleben in Togo bekam neue Grundlagen und Möglichkeiten. Das Bedürfnis nach europäischen Kulturerzeugnissen wuchs und die Kaufkraft der Eingeborenen wurde größer. Daneben begann sich aber auch die Seele des Ewevolkes zu verändern. Das Vertrauen zu den Götzen der Väter wurde erschüttert, und man begann zu fragen nach dem Gott der weißen Leute, deren Ueberlegenheit man auf allen Gebieten mit Händen greifen konnte. Spieth hat sich in diesen kritischen Zeiten immer als weiser Führer bewährt, der die Zeichen der Zeit verstand, ohne die ewigen Richtlinien aller Missionsarbeit aus dem Auge zu lassen. Manche Sorge und Mühe bereitete Spieth auch das Einsetzen der katholischen Missionsarbeit in Togo seit 1892.

Von unberechenbarem Segen ist der Einfluß Spieths auf seine jüngeren Arbeitsgenossen gewesen. Nicht nur sein Amt als Generalpräses, sondern mehr noch seine überragende missionarische Erfahrung machte ihn zu ihrem Führer und Berater. Ein junger williger Missionar konnte bei Spieths mitteilsamer Art ungeheuer viel von ihm lernen. Gerne nahm er Neulinge in der Arbeit mit, wenn er des Abends Besuche im Dorfe machte. Unterwegs gab er lehrreiche Unterweisungen über die Sprache, die er meisterhaft beherrschte. Er konnte Ewewörter, ihre Entstehung, Zusammenhänge, Formen usw. in einer Weise erklären, daß man sie nie wieder vergaß. Wenn er von einer Reise zurückkehrte, so teilte er gerne seine Erfahrungen mit, und niemand ging leer aus, der von ihm lernen wollte. Besonders stark war der seelsorgerliche Einfluß Spieths. Mancher Missionar wird von ihm das Beste für seine Missionsarbeit erhalten haben. Sein Regiment als Präses entbehrte zuweilen nicht der Strenge. Aber stets war es ihm um die Sache zu tun. Hatte er einmal gefehlt in seinem Urteil, so war er stets bereit, sich auch vor dem jüngeren Bruder zu demütigen. So gewann er sich die Herzen. Vor allem aber übte seine durch Gottes Geist geweihte und geheiligte Persönlichkeit einen unwiderstehlichen Einfluß aus. Unermüdlich war er in der Arbeit an sich selbst, umso mehr als das Tropenklima fast unvermeidlich Schwankungen in der Stimmung hervorruft. So schreibt

er einmal an Schwester Hedwig Rohns: „Die schwersten Kämpfe habe ich nicht mit den Menschen um mich herum, sondern mit meinem ungläubigen Herzen zu kämpfen. Gegen dieses unruhige Wesen in der eigenen Brust muß man die Siege in der Kammer erringen.“ Spieths Treue im Gebet war vorbildlich. Hier öffneten sich ihm stets neue Kraftquellen. „Letzten Mittwoch abend“ — so schreibt er in einem Briefe — „fühlte ich mich sehr gedrückt und ich konnte nicht anders als die Brüder zu bitten, sich möchten doch mit mir beten. Wir knieten, bevor wir unsern Tee tranken, nieder und flehten den Herrn inbrünstig für die einzelnen Geschwister, für unsere Lehrer und für unser ganzes Werk an. Am Donnerstag kam dann die Antwort. Ach, ich habe immer mehr die Ueberzeugung in meinem Herzen zu bewegen, daß wir eine festere Gebetsgemeinschaft schließen müssen, um siegen zu können.“

Den tiefen Eindruck, der von dem Beter Spieth ausging, hat eine Missionsschwester, die lange Jahre Zeuge seines Wirkens sein durfte, folgendermaßen wiedergegeben: „Er führte ein beständiges Gebetsleben. War durch Krankheit in dem Geschwisterkreise oder durch andere Schwierigkeiten die Arbeit draußen bedroht, dann konnte man ihn in freien Augenblicken beständig für die betreffende Gefahr laut beten hören. Nie fing er eine Sache ohne Gebet an, und sein großer Einfluß auf die Eingeborenen ist gewiß auf die Macht seines Gebetes zurückzuführen. Es gab in seiner Gegenwart überhaupt nie ein Gespräch, das nicht zum Schluß jeden berührten Gegenstand in seinem Verhältnis zu Gottes Worte dargelegt hätte. In den Gebetsabenden der Geschwister fehlte es nach beendetem Gebet nie an einer gehaltvollen Unterhaltung, wenn Bruder Spieth da war. Man fühlte sich durch seine Gegenwart immer gehoben und gefördert. Er warf eine für alle Anwesenden gleich wichtige Frage auf und wußte dann auch von jedem eine Antwort zu erhalten. Auch solche, denen es gar nicht lag, von den höchsten Dingen zu reden — ehe sie sich's versahen, waren sie mit in der Unterhaltung. Sein Gebet war immer kindlich einfach. Man hatte dabei die Empfindung, daß der Beter kein Fremdling vor Gottes Thron sei, und konnte sich der Gewißheit nicht erwehren, dies Gebet sei erhört. Darum fühlte man sich so sicher und so getrost in Bruder Spieths Gegenwart. Ich bin fest überzeugt, nichts und garnichts trat in sein persönliches und in sein Berufsleben, das er nicht mit

seinem Gott besprach. Nie werde ich vergessen, wie rührend seine Bitte klang, wenn er seiner fernen Kinder in Europa gedachte. Der Segen dieses Gebets muß für alle Zeiten auf ihnen ruhen." Eine andere Schwester schreibt in dem gleichen Sinne: „Unser unvergeßlicher Bruder Spieth war ein Mann des Gebets wie selten einer; das wissen wir alle, mir aber hat sich das unvergeßlich eingeprägt, als ich einmal Zeuge sein durfte, wie er, sich allein wissend, sein Herz vor Gott ausschüttete. Es war in Amedzowe, wo ich ein nur durch eine Tür getrenntes Zimmer neben dem seinigen bewohnte. Da habe ich in ganz ergreifender Weise erlebt, wie heiß er unser Volk liebte und wie er mit Gott um dieses Volkes Seele rang." Als er 1894 als Generalpräses in Keta zu Besuch war, pflegte er sich jeden Nachmittag, ehe er Hausbesuche machte, in sein Zimmer zurückzuziehen, um mit seinem Gott zu reden. Frau Missionar Härtter berichtet, daß er dabei nicht selten so laut redete, daß sie ihn auf der Veranda, wo sie mit den Hauskindern an der Arbeit saß, verstehen konnte. Ist es verwunderlich, wenn unter dem Eindruck dieser durch den Umgang mit Gott geweihten Persönlichkeit jemand bekannt hat: „Ich möchte immer in seiner Nähe leben, ich glaube, ich würde besser dadurch!"

Einen Blick in die Zartheit, Klarheit und Tiefe seiner Seelsorge mögen uns einige Auszüge aus Briefen gewähren, die er als Generalpräses geschrieben hat. An Schwester Hedwig Rohns schreibt er, als diese allein in großer Arbeit in Keta zu stehen hatte: „Daß Sie nun ganz allein stehen, ist eine überaus schmerzliche Tatsache unter die wir uns eben nur in Demut beugen können. Nur im demütigen Warten auf Gottes ferneres Walten werden wir auch am meisten lernen, seine Gedanken zu verstehen. Da aber, wo das Verständnis aufhört, gilt's Ernst zu machen mit dem glaubensvollen Dichterwort: ‚Ohne Sehen will ich trauen.' Auch das Wandern in dunkeln Tal muß gelernt und geübt werden. Gott will uns vielleicht sagen, des Heeres sei zu viel." Wenige Tage später — ein Zeichen, wie er die Sorgen und Anliegen anderer teilte — schreibt er derselben Schwester mitten aus der Unruhe einer Inspektionsreise nach Peki: „Sie hat Gott nach seinem unerforschlichen Beschlusse allein gestellt, so daß Sie Gelegenheit haben, sich auf keine andere als göttliche Hilfe zu verlassen. Der Heiland hat Ihre Gebete erhört. Sie haben sich ihm als seine Magd angeboten, und: ‚Wer mir dienen will,

Auf Reisen in Afrika.

der folge mir nach' ist die Antwort Ihres Herrn. Knechte und Mägde Gottes werden aber im Kreuz geübet, und zwar nicht nur in einem, sondern in vielerlei Kreuz. In dieser Schule werden Kräfte entbunden, die sonst nicht in der uns bekannten Naturordnung zu wirken pflegen, die sich aber zum Glauben verhalten wie das hell brennende Licht zum reinen Oele. In dieser Schule lernen wir es, daß uns schließlich nur noch ein einziger Ehrgeiz erfüllt, nämlich: Jesus in uns, in mir und Jesus in den Afrikanern."

Als einmal viel Krankheit unter den Schwestern in Keta war, schrieb er teilnehmend und aufrichtend zugleich: „Könnten wir doch nur auch etwas helfen! Wir können nur aus der Ferne zusehen und betend vor dem Herrn stehen, dessen Hand so schwer auf Ihnen liegt. Halten wir uns aber fest an die Wahrheit seines eigenen Wortes, so geht daraus hervor, daß er Sie in diesen Tagen besonders lieb hat. Es ist ein wunderbarer, aber doch ganz göttlicher Gegensatz, daß Züchtigung ein Ausdruck göttlicher Liebe ist. Nicht anders als im Ofen des Elends macht er uns auserwählt. Dort werden auch die Gewänder zur Mahlzeit des Lammes gereinigt, helle und schön gemacht. Wäre nur der

Weg nicht so weit, so eilte ich am liebsten zu Ihnen, um Ihnen das alles mündlich zu sagen. Um was ich Sie bitten möchte, das ist, daß Sie diese Leiden doch ja nicht als ein Zeichen dafür ansehen wollen, daß Gott Ihre Mitarbeit in der Mission vielleicht doch nicht haben wolle. Gewiß will er sie haben! Aber auf diesem Wege bereitet sich seine Gnade die Werkzeuge zu, mit denen sie etwas ausrichten kann. Nur wenn wir schwach geworden sind, kann seine Gnade sich vollkräftig in uns erweisen. Darum möge denn die eigene Kraft verzehrt werden, damit an ihre Stelle Gottes Kraft treten kann und sich in uns und durch uns auswirken kann."

Wie sehr Spieth sich selbst in Afrika in der Erziehungsschule seines Gottes wußte, zeigen folgende Worte aus einem Brief: „Im Zusammenbruch unserer Lieblingsmeinungen und Hoffnungen wird uns der Heiland immer unentbehrlicher, der ‚lernete' an dem, das er litt. Bei ihm wurde das Leiden zu lauter sittlichen Taten, zu Taten des Gehorsams gegen den Vater. Lassen Sie Schmerz und Weh ruhig auf sich wirken, denn in diesem Tiegel wird der Glaube gereinigt und die Liebe geläutert. Nach zwölf Jahren Missionsarbeit ist zwar die Liebe zu den Schwarzen durchaus keine andere geworden, aber sie ist geläuterter als früher und deswegen wertvoller. Was der Apostel 1. Korinther 13 von der Liebe erzählt, das hat ihm sein Herr nicht als reife Frucht in den Schoß geschüttet — auch ihm selber galt es: „Ringet darnach!"

Diese im Laufe der afrikanischen Arbeitsjahre geläuterte und vertiefte Liebe zu den Schwarzen hat das Wirken Spieths so nachhaltig und segensvoll gemacht. „Ich liebe die Seele unseres Volkes" — so hat er einmal gesagt, und all sein Arbeiten in Afrika war von dieser Liebe getragen. Sie machte ihn zu einem Heidenprediger, der die Herzen seiner Zuhörer traf. Wohl hat er bekannt, daß er jedes Mal mit Zittern und Zagen auf seine Ho-Kanzel trete, aber sein Zeugnis packte stets die Gewissen. In einfacher und klarer Weise, oft anknüpfend an religiöse Sitten oder Sprichwörter der Eingeborenen, pflegte er den Heiden zu beweisen, daß ihr Götzendienst sie nicht glücklich und nicht gut mache. Dann aber pries er mit hinreißender Wärme die Liebe Gottes, die in Christus auch den Heiden erschienen sei. „Alles, was euch fehlt, hat Gott euch in Jesus geschenkt," so sagte er gerne.

Ein Meister war Spieth in der Art, wie er den einzelnen Heiden auf das eine, was not ist, hinweisen konnte. Als er einmal mit einem Heiden über sein Seelenheil reden wollte, entschuldigte sich dieser und sagte: „Das verstehen wir nicht, wir sind eben lawo (d. h. Tiere oder dumme Leute)." „Das ist gewiß wahr," erwiderte Spieth, „wir sind alle Tiere, nur ist ein großer Unterschied zwischen dir und mir. Du bist ein Buschtier, das keinen Herrn hat und allen Gefahren preisgegeben ist. Ich jedoch bin ein Haustier, das einen Herrn hat, der für mich sorgt und auf mein Leben acht hat." Einmal stand Spieth am Zaun des Gehöftes Adalas, des Priesters der Erde, und schaute hinein, als suche er etwas. Adala fragt erstaunt: „Was suchst du denn?" Spieth antwortet: „Ich suche mein Schaf." Darauf Adala: „Hier ist doch kein Schaf von dir, das siehst du doch." Spieth wiederum: „Ich suche mein Schaf." Adala: „Dein Schaf ist nicht hier." Schließlich Spieth: „Ja, es ist hier, du bist mein Schaf, dich suche ich."

Besonders viel ist Spieth den eingeborenen Lehrern gewesen. Er war wie ein Vater unter ihnen. Er kannte ihre Schwächen, wußte aber auch, wie wichtig und unentbehrlich ihr Dienst für das Missionswerk sei. Nichts konnte ihn tiefer betrüben als der Sündenfall eines Lehrers. Einmal, als Spieth fieberkrank zu Bett lag, wurde ihm ein solches trauriges Vorkommnis gemeldet. Er bestellte den Lehrer in sein Krankenzimmer. Als dieser eintrat, schaute Spieth den Sünder mit tieftraurigem Blick lange an, dann sagte er: „Ludwig, wer hat dich geboren?" Keine Antwort. Spieth wiederholt die Frage, erhält aber wieder keine Antwort. Auf die dritte Frage antwortet der geschlagene Sünder: „Sie, Herr Missionar." — „Ja, ich habe dich geboren," antwortet Spieth, „ich habe dich aus dem Schmutze herausgeholt und habe mich deiner immer wieder wie ein Vater angenommen, wenn du gefallen warst. Aber du hast immer neue Schmach und Schande über mich gebracht. Du willst nicht besser werden." Dabei liefen ihm beständig die Tränen über die Wangen ob dem verlorenen Sohn. Ein andermal hörte er, daß ein Gehilfe aus Peki, der ihm viel Not gemacht hatte und schließlich entlassen werden mußte, plötzlich bei einem Besuche in Ho gestorben sei. Spieth eilte sogleich zu der Hütte, in der der Verstorbene lag, kniete nieder und fing an zu weinen und zu klagen. Dann bat er in herzlichem Gebet um Gnade für den plötzlich Abgerufenen.

Während seiner afrikanischen Arbeitsjahre hat Spieth manche Krankheitsnot durchkosten müssen, die ihn mehr als einmal bis an den Rand des Grabes brachte. Sieben Mal hat ihm das Schwarzwasserfieber zugesetzt, und als er 1901 für lange Jahre von Afrika Abschied nehmen mußte, glaubte man kaum, daß er die Heimat wieder erreichen würde. Beim Abschied in Ho sagte er zu seinen Mitarbeitern: „Nicht wahr, ihr nehmt es mir nicht übel, daß ich gehe, ihr legt es mir nicht aus als Fahnenflucht. Ich hoffe, daß ich wiederkommen kann". Ein mehrmonatiger Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln stärkte ihn wieder. Aus Tafira schrieb er nach Bremen: „Ich komme nun als ein kleiner, gedemütigter Missionar nach Hause. Nicht von Leistungen, wohl aber von Gnade und Barmherzigkeit Gottes kann und will ich singen." Sein Arbeitstag war aber noch nicht zu Ende. Gott hatte noch große Aufgaben für ihn.

V. Der Bibelübersetzer.

Gerade damals war die Frage der Bibelübersetzung ins Ewe aufs neue in Fluß gekommen. Am Ende seiner Inspektionsreise war Inspektor Schreiber dank Gottes freundlicher Fügung in Afrika mit einem Agenten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft zusammengetroffen und konnte mit ihm wichtige Verhandlungen pflegen, wie dem Ewevolke, das sich immer mehr dem Evangelium öffnete, die vollständige Bibel in der Muttersprache geschenkt werden könnte. Bedeutsame Vorarbeiten hierzu lagen bereits vor. Schon in den fünfziger Jahren hatte der sprachlich genial begabte Schlegel die Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte übersetzt und auch ihren Druck 1858 noch selbst erlebt. Die vier Evangelien ließ er bei seinem Tode 1859 vollendet zurück. Sie erschienen 1861 im Druck, und 1877 konnte das ganze Neue Testament in Ewe, zu dem Missionar Binder die Apostelgeschichte, die Missionare Merz und Weyhe die Briefe beigesteuert hatten, aufs Missionsfeld gesandt werden. Eine zweite, wesentlich revidierte Ausgabe, die Spieth bearbeitet hatte, lag seit 1898 vor. Seit 1870 waren auch einige Bücher des Alten Testamentes übersetzt, vor allem die Psalmen. Nun aber galt es, eine vollständige Uebersetzung des Alten Testamentes zu schaffen. Die Britische Bibelgesellschaft, auf deren Kosten schon der Druck des Neuen

Testamentes erfolgt war, erklärte sich zur Darreichung der Mittel bereit. Die Ausführung des Werkes aber wurde in die Hand Spieths gelegt, der, von seiner schweren Krankheit genesen und mit neuer Kraft ausgerüstet, die große Arbeit in Angriff nahm.

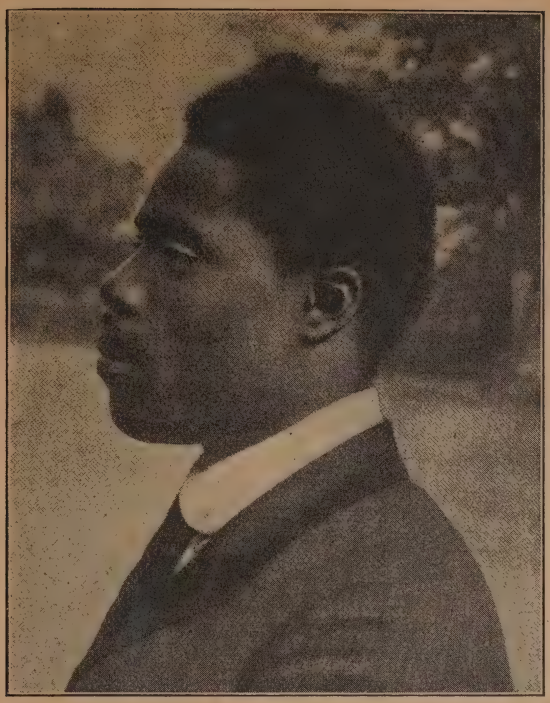
Spieth hat selbst einmal ausgesprochen,* daß die Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Sprache eines literaturlosen Volkes „weder die Arbeit eines kurzen Zeitraums, noch auch das Werk eines einzigen Mannes sei." Viele Erfahrungen mußten zusammenfließen, unendlich viele Vorarbeiten geleistet werden, an denen ganze Generationen von Missionaren mitgearbeitet haben, bevor die zusammenfassende und abschließende Arbeit geleistet werden konnte. Wenn wir Spieth den „Bibelübersetzer des Ewevolkes" nennen, so sollen damit nicht etwa die Verdienste anderer um das Werk verkleinert werden. Aber durch Gottes Gnade ist es Spieth vergönnt gewesen, unter dankbarer Verwertung des bereits Erarbeiteten in der Ewe-Bibelübersetzung ein Werk zu schaffen, das seinen Namen in der Geschichte der Ewe-Mission allezeit hell wird leuchten lassen.

Doch Spieth brachte auch eine hervorragende eigene Ausrüstung für seine Arbeit als Bibelübersetzer mit. Während seiner Jahre in Afrika war er ein gründlicher Kenner der Ewesprache geworden. Natürliche Begabung und ein eiserner Fleiß hatten ihm ihre Geheimnisse erschlossen. Vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Afrika an war es sein Ziel gewesen, auf dem Wege der Sprache zum Herzen des Ewevolkes zu dringen. Die sprachlichen Forschungen von Schlegel und Knüsli, vor allem aber die ausgezeichneten Arbeiten Westermanns, der in seinem 1905 erschienenen Wörterbuch der Ewesprache etwa 20 000 Wörter besprochen und erklärt hat, sind ihm dabei Hilfsmittel von unschätzbarem Werte gewesen. Spieth wußte selbst sehr wohl, daß ihm vielleicht der eine oder andere Missionar an Eleganz in grammatikalisch und stilistisch reiner Handhabung der Sprache überlegen war, aber keiner war so tief wie er in die eigentliche Volkssprache eingedrungen. Das Studium der Sprache als einer lebendigen Größe war seine Stärke. Und

* Die Uebersetzung der Bibel in die Sprache eines westafrikanischen Naturvolkes. Bremen 1907. Flugschriften der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz.

gerade das befähigte ihn in so hohem Maße zum Bibelübersetzer.

Hinzu kam seine einzigartige Vertrautheit mit der Religion und Sitte, der Rechtsanschauung und den Lebensformen, Vorstellungswelt und Denkart des Ewevolkes, die er sich durch genaueste Beobachtung und unermüdliches Sammeln erworben hatte. Spieth hatte mit offenen Augen und hörenden Ohren unter dem Ewevolke gelebt. Keine Lebensäußerung dieses Volkes gab es, die er nicht in ihren tieferen Zusammenhängen zu erforschen versucht hätte. Das Vertrauen, das er als Missionar genoß, machte er nicht nur für seine evangelistische Aufgabe, sondern auch für die wissenschaftliche Erkundung der Sitten und Gebräuche, der geschichtlichen Ueberlieferungen und Sagen der Ewestämme nutzbar, war er doch davon überzeugt, daß dies dem von der Mission geübten Dienst an der Seele des Volkes in reichem Maße zugute kommen werde. Namentlich seine Reisen, die ihn als Präses durch alle Teile des Ewelandes führten, hatte er fleißig benutzt, um volkskundliches Material zu sammeln. Spieth reiste nie ohne Merkbuch und Bleistift, den er an einem Bindfaden immer schreibbereit um den Hals trug, und sobald er einen Ewemann traf, von dem er etwas Neues zu erfahren hoffte, zog er ihn an sich, nahm ihn wohl auch mit auf Reisen, um ihn fern von der Heimat gesprächiger zu machen, und tastete sich an seinen Mitteilungen weiter in das Geheimnis der Seele und Geschichte seines Volkes. Was er hörte, hielt er in Stichworten fest, um es am Abend genauer aufzuzeichnen. In späteren Jahren betrieb Spieth eine Sammelarbeit systematisch. Eine von D. Zahn durchgesehene Disposition leistete ihm dabei gute Dienste. So kehrte Spieth mit einem reichen Schatz volkskundlicher und religionsgeschichtlicher Beobachtungen in die Heimat zurück, die er in zahllosen Heften aufgezeichnet hatte. Professor v. Luschan, der Leiter der afrikanischen Abteilung des Völkerkundenmuseums in Berlin, sprach sich später über dies Material dahin aus, daß es sich „um Schätze von fast unermeßlichem Werte handele, deren Drucklegung nicht nur im wissenschaftlichen Interesse liegt, sondern auch von größter Wichtigkeit für die praktische Entwicklung des Schutzgebietes sein müßte." Daß ein so hervorragender Kenner des Ewevolkes auch sein Bibelübersetzer werden durfte, müssen wir als eine besonders freundliche Fügung Gottes ansehen.



Ludwig Adzaklo.

Andererseits war Spieth ein Bibeltheologe von Gottes Gnaden. Von Jugend auf hatte er ja in der heiligen Schrift gelebt. Im praktischen Missionsdienst hatte er sie gerade als Missionsmittel immer besser verstehen gelernt. Aber auch ihre wissenschaftliche Erklärung hatte er nie vernachlässigt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat hat er viel wissenschaftliche Exegese getrieben. Ich erinnere mich noch, mit welchem Entzücken er sich einmal über Deißmanns „Licht vom Osten" aussprach, das die neutestamentlichen Schriften auf Grund der volkstümlichen, früher als bedeutungslos verachteten Literaturdenkmäler der helleniſtischen Zeit sprachlich zu verstehen sucht. Auch von dieser Seite also war Spieth für die ihm anvertraute Aufgabe in seltener Weise vorbereitet.

Spieth begann die Arbeit an der Bibel im Jahre 1904. Die Universitätsstadt seiner schwäbischen Heimat, Tübingen, wählte er sich zur Arbeitsstätte. Dort hatte er alles wissen-

schaftliche Rüstzeug zur Hand, und konnte doch daneben aus dem Strom des reichen geistlichen Lebens des Schwabenlandes schöpfen. Ein eingeborener Gehilfe aus Togo, Ludwig Adzaklo, stand ihm zur Seite. Dieser war als Helfer bei der Uebersetzungsarbeit deshalb besonders geeignet, weil er als Sohn eines christlichen Vaters schon frühe mit Gottes Wort und den biblischen Wahrheiten bekannt geworden war, aber andererseits durch seine Mutter und Geschwister, die Heiden geblieben waren, auch eine genaue Kenntnis des heidnischen Glaubens und Kultus hatte. Er konnte dadurch mit großer Sicherheit entscheiden, ob ein Ausdruck den Sinn des biblischen Textes richtig wiedergab, ohne zu Mißverständnissen bei seinen Volksgenossen zu führen. Sehr bald zeigte sich, daß die Spieth von der Britischen Bibelgesellschaft gegebene Anweisung einer Revision des alten Testaments, bezw. einer Neuübersetzung der noch fehlenden Teile der tatsächlich zu leistenden Arbeit nicht entsprach. Die bereits vorliegenden Arbeiten der alten Uebersetzer erwiesen sich als ganz unzulänglich, wußte doch z. B. Spieth aus eigener Erfahrung, daß selbst die tüchtigsten Lehrer im Ewelande ein Jesaja-Kapitel mehrmals durchlesen mußten, bis sie nur dessen Wortlaut verstanden hatten. So gestaltete sich Spieths Arbeit zu einer vollständigen Neuübersetzung des Alten Testamentes. Mit echt schwäbischer Gründlichkeit ging Spieth an die Arbeit. Hatte er den Sinn eines Verses nach dem Urtext festgestellt, so teilte er das Ergebnis Adzaklo mit, der dann die Aufgabe hatte, das Gewonnene in ein gutes volkstümliches Ewe umzugießen. Dann wurde Wort für Wort geprüft und endlich der Vers in Ewe niedergeschrieben. An Fleiß hat es Spieth in den stillen Tübinger Jahren nicht fehlen lassen. Von 8—12 Uhr vormittags und 3—7 Uhr nachmittags arbeitete er an der Uebersetzung. Die Abendstunden dienten der Vorbereitung für das Pensum des nächsten Tages, während Adzaklo die Reinschrift des im Laufe des Tages Erarbeiteten anfertigte. Einzelne Teile machten fast unüberwindliche Schwierigkeiten, wie die Beschreibung der Stiftshütte, des Tempelbaues und des salomonischen Waldhauses. Spieth hat selbst die eigenartigen Schwierigkeiten einer Bibelübersetzung in die Sprache eines afrikanischen Naturvolkes in einer kleinen Schrift beschrieben. (Flugschrift der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz). Aber die Aussicht, seinem lieben Ewevolke mit der Bibel das Beste geben zu dürfen, schuf immer neue Freudigkeit. Im

September 1907 schreibt er: „Bleibt Ludwig Adzaklo, dann bekommen wir eine Bibel aus einem Guß, ich glaube das Volk wird sagen: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein", wenigstens soweit die Sprache in Betracht kommt". Am 23. Juni 1909 wurden die Schlußverse von Maleachi übersetzt.

Neben aller Arbeit gaben die Tübinger Jahre Spieth auch manches Kreuz zu tragen. Seine Gattin, mit der er 1907 die Silberhochzeit begangen hatte, wurde schwer krank, und nach langem Siechtum ging sie am 2. Oktober heim. Sie ist ihm in Freud und Leid des Missionslebens allzeit eine treue und verständnisvolle Gefährtin gewesen. Vier Kinder hat sie ihrem Manne geschenkt, von denen drei in Afrika geboren sind. Einer, Johannes ist in die Fußspuren des Vaters getreten und als Missionar ins Eweland hinausgezogen, während eine Tochter ihrem Manne in den Missionsdienst nach Celebes gefolgt ist. Als Mann des Glaubens hat sich Spieth auch durch alles Leid der Tübinger Zeit hindurchgerungen, ja der Segen der Trübsal wird dem heiligen Dienst, der ihm oblag, nur zu gute gekommen sein, wie umgekehrt dieser ihm täglich neue Kraft zuströmte.

Es entsprach Spieths innerster Neigung, daß er auch in Tübingen mit den Kreisen der Gemeinschaft Fühlung suchte. Er hatte die Ueberzeugung, daß die heimgekehrten Missionare bei den Gemeinschaften ihrer schwäbischen Heimat eine große Dankesschuld abzutragen hätten, da diese die treusten Stützen des Missionswerkes in der Heimat durch Gaben und Fürbitte sind. So stellte er gern seine ohnehin schon so in Anspruch genommene Zeit und Kraft den Gemeinschaften in Tübingen und Umgebung zur Verfügung. Wenn er nicht durch Krankheit oder Reisen verhindert war, fehlte er in keiner Versammlung, wo er stets aus der reichen Fülle seines inneren Lebens andern mitteilte. Mit rührender Treue pflegte er die kranken und leidenden, aber auch die gesunden Glieder der Gemeinschaft zu besuchen. Einer in ihren geistigen Fähigkeiten geschwächten Frau konnte er z. B. eigenhändig zeigen, wie sie ihre kleine Wohnung reinigen und in Ordnung halten sollte. Eine Quelle besonderer Erquickung war ihm auch der Verkehr mit den in Tübingen weilenden Missionsgeschwistern, namentlich mit seinem Freunde Missionar Dilger von der Basler Mission, der ihn in seinen Bemühungen, den Gemeinschaften zu dienen und die Mission fester in ihnen zu verankern, aufs treuste unterstützte.

VI. Noch einmal nach Afrika.

Die Bibelübersetzung war beendet, aber noch nicht vollendet. Spieth fühlte es, daß nur eine letzte Prüfung des Werkes im Ewelande selbst es zu einem Abschluß bringen könnte, der der großen Verantwortung seiner Arbeit entspräche. Wie gewissenhaft und demütig war doch Spieth! Sein Ewevolk sollte die Bibel in der denkbar besten Uebersetzung haben. Er sandte daher die wertvolle Niederschrift zur Prüfung nach Lome. Aber er ruhte nicht eher, bis er beim Arzte die Erlaubnis sich erwirkt hatte, selbst noch einmal für ein halbes Jahr nach Togo zu gehen, um die Revision persönlich zu leiten. Im September 1909 wurde sein Herzenswunsch erfüllt. Wie dankbar war er, daß ihn Gott das erleben ließ! Sein Leben und Schaffen gehörte ja dem Ewevolke, und in Afrika war seine zweite Heimat. Der Aufenthalt in Lome war eine Zeit ernster Arbeit. Die dort tagende Bibelkommission, zu der außer ihm und Missionar Däuble noch der eingeborene Pastor von Lome, der bisherige Seminarlehrer S. Quist, Ludwig Adzaklo und je

Die Bibelkommission in Lome

ein Kirchenältester aus Anyako und Waya gehörten, hatte in wenigen Monaten ein gewaltiges Pensum zu bewältigen. Am 1. April 1911 war die Revision der ganzen heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments beendet.

Nach Weihnachten hatte Spieth einige Inlandsstationen besuchen können, darunter natürlich auch sein liebes Ho. Die Freude der Christen, ihn wiederzusehen, war unbeschreiblich. Frau Missionar Fies, damals in Ho, hat ihre Eindrücke von diesem denkwürdigen Besuch Spieths auf seiner alten Station folgendermaßen geschildert:

„Anfang Januar 1911 wurden wir durch die Nachricht erfreut, Missionar Spieth wolle uns in Ho, seiner langjährigen Arbeitsstätte, besuchen. Natürlich hoffte ich, daß wir den Hauptanteil an unserem Gaste haben würden. Einige Monate zuvor waren wir zusammen ausgereist und daheim hatte er noch ein schönes Familienfest mit uns gefeiert. So kann man ermessen, wie fröhlich wir zurüsteten, den lieben trauten Gast im fernen Lande, in dem Hause, das viele Jahre seine Heimat war, zu empfangen. Am Tage seiner Ankunft war Markt in Ho, wo Käufer und Verkäufer von nah und fern herzuströmen, und bei dieser Gelegenheit auch ihre Arzneibedürfnisse in der Missionsapotheke stillen. Daher kam es, daß, als die in den Ferien sehr zusammengeschmolzene Zahl der Stationsbewohner sich beeilte, dem Aweto Spieth entgegenzugehen, ich dableiben mußte, die Leute zu bedienen. Während die letzten Nachzügler abgefertigt wurden, hörte man schon ein Tönen durch die dicke heiße Luft. Da, rasch noch eine Umschau, ob alles in Ordnung wäre, und hinunter gings zum Tor hinaus. Was war das für ein unerwarteter schöner Anblick, der sich da plötzlich bot! Eine festlich bewegte Volksmenge, andächtig Choräle singend, kam den Berg herauf. Voran Br. Spieth's Gestalt in jugendlicher Schnelligkeit mit ungemein bewegten und begeisterten Zügen. Desgleichen ihm zur Seite seine getreuen alten Kampfgenossen im malerischen Festgewand, die kaum Schritt halten konnten. Es war solch weihevolle Stimmung, daß ich nur flüchtig die Hand und Willkomm bieten mochte und dann stumm nebenherlief. Als wir beim Brunnen, der zwischen den beiden Missionshäusern liegt, angekommen waren, blieb der Zug stehen. Br. Spieth stieg auf den Brunnenrand und tat eine Rede, die ich leider nicht verstand, welche aber offenbar großen Eindruck machte. Da er öfter mit der Hand gen Himmel wies, und seine Stimme

sich erhob, merkte man, daß er Gott die Ehre gab und zu seinem Lobe und Dank aufforderte. Dann gedachte er seines Abschiedes beinahe 10 Jahre zuvor, wo er auf demselben Brunnen saß als gebrochener kranker Mann. Damals war er um 4 Uhr morgens bereit gewesen, mit seiner Frau abzureisen, in der billigen Annahme, seine Lastenträger würden um diese festgesetzte Zeit auch zur Stelle sein. Leider hatten sie sich sehr getäuscht. Stunde um Stunde verrann, ohne daß sie kamen. Wie bitter für den Mann, der seine Gesundheit für die Leute hingegeben hatte, so behandelt zu werden! Wer würde in dieser Lage Sanftmut und Ruhe bewahrt haben? Es war schon 7 Uhr, als der Aufbruch endlich stattfinden konnte. Woher kam aber die Unwilligkeit der Leute? Die Regierung war Br. Spieth bei seiner Abreise sehr entgegengekommen, hatte ihm Arzneimittel geschickt und Träger angeboten. Das glaubte er nun annehmen zu dürfen, hoffte wohl im Stillen, daß die Sache dann sicher präzise vor sich ginge. Doch das Gegenteil trat ein. Die Hoer waren wütend, von der Regierung beauftragt zu werden und zeigten sich deswegen so störrig. Aber die Stimmung hatte sich längst wieder geändert. Das bewies zur Genüge der heutige Tag. Missionar Spieth bezeugte ihnen, Gott habe ihn zerschlagen müssen, weil er auf seine Kraft, sein eignes Können vertraute und ihm gezeigt, daß Er ihn gut entbehren könne und es lauter Gnade sei, in Seinem Dienste stehen zu dürfen. Soweit erfuhr ich den Sinn der Ansprache. Man sah die Versammlung in tiefer Rührung. Immer mußten Tränen gewischt werden. Kaum hatte er geendet, so umringten sie ihn. Eine Braut kann den Bräutigam, Kinder ihre Eltern nach jahrelanger Trennung nicht glücklicher, inniger begrüßen, als hier die Gemeinde ihren alten Hirten. Da gingen auch uns die Augen über. Endlich riß er sich los, um sich zu erfrischen und zu stärken. Wir erlebten schöne Stunden der Gemeinschaft, seine Seele war erhoben und voll Dank gegen Gott, der ihm diesen Tag schenkte. Die Liebe der Hoer zeigte sich aber nicht nur in Gefühlen, nein sie sammelten trotz ihrer Armut das Reisegeld für den Neugeschenkten. Wie manches Essen, manches Huhn, Jams u. dergl. fand den Weg zum Missionshaus. Eine Frau steckte ihm ein oder zwei Eier zu, welche sie in fürsorgender Liebe gekocht, geschält und in, wer weiß wo aufgetriebenes, Zeitungspapier eingewickelt hatte, wodurch ihre Appetitlichkeit nicht erhöht wurde.

In den wenigen Tagen seines Aufenthalts wurde die Veranda selten mehr frei von Besuchern. Mir sind noch besonders drei Szenen des Wiedersehens in Erinnerung, die ich, soweit es mein Gedächtnis erlaubt, wiedergeben möchte. Wir sitzen beim Abendbrot im erleuchteten Raum. Draußen ist's dunkel. Da hört man Schritte, wir sehen nach der offenen Tür, in deren Rahmen der alte Fetischpriester Adala sichtbar wird. Er beschattet die Augen und guckt durchdringend und aufgeregt im Zimmer herum, als wolle er die Wundermär sehen, von der er gehört. Er kommt einige Schritte näher und bleibt plötzlich stehen, Br. Spieth starr und ungläubig ansehend, obs möglich wäre, daß einer von den Toten auferstünde, beugt sich vor, hält die Hand wieder über die Augen, schaut ihn unverwandt an, bis endlich die Frage kommt: Bist du es? Da erhebt sich Br. Spieth, Adala geht auf ihn zu und umarmt ihn.

Etwas später trippelt's eilig die Veranda entlang und Magdalena, ein altes einfältiges Weiblein kommt zur Thür herein und fragt: Aweto Spiethi? Er antwortet ihr und sie schreit: Ooo! schlägt die Hände zusammen und wirft sich ihm in die Arme. Dann geht sie zurück, schaut ihn an und sagt: Bist du es auch? Er: Ja, ich bin's. Sie: Bist du's oder ist es dein Geist? Er: Ich bin's. Wieder umfaßt sie ihn mit Tönen höchsten Entzückens, glückselig schaut sie auf uns, als wollte sie sagen: Seht, ich habe meinen Vater wieder.

Zuletzt, als wir auf der Veranda saßen, kam noch der heidnische König von Achoe in Begleitung seiner zwei Buben. Erfurchtsvoll trat er näher, Spieth ging ihm entgegen. Da fiel jener auf die Knie und ließ sich nicht aufrichten. In seinen Zügen las man, daß es ihm war, als sähe er ein Wunder Gottes. Da fiel sein Blick auf seine Söhne, die sprachlos mit offenem Munde neben ihm standen. Sie bekamen plötzlich einen Stoß und mit den Worten: Wollt ihr euch beugen, zog sie der Vater nieder auf die Knie. Was im großen und ganzen gesprochen wurde, konnte ich ja leider nicht verstehen. Das war mir besonders am folgenden Abend schmerzlich, wo ein Dankgottesdienst gehalten wurde, zu dem Christen und Heiden herzuströmten. Außer Missionar Spieth kamen mehrere Redner zu Wort und am Schluß beugte sich die ganze Versammlung zum Gebet. Es war ergreifend."

Gerne hätte sich Spieth durch die Liebe alter und junger Christen, die ihm auf dem Missionsfeld in so überwältigender Weise entgegentrat, halten lassen. Aber abgesehen von seiner Gesundheit machte der Abschluß der Bibelübersetzung durch den Druck seine Heimreise nötig. Zum 75jährigen Jubiläum seiner Mission war er wieder in Bremen und brachte als kostbarste Jubiläumsgabe das fertige Manuskript der Bibelübersetzung mit.

VII. Spieths wissenschaftliche Arbeit.

Allein seine missionarische Arbeit, die durch die Bibelübersetzung ihre Krönung erhielt, hätte Spieth nicht nur in den Annalen der Norddeutschen Mission, sondern in der Missionsgeschichte überhaupt ein bleibendes und ehrenvollstes Andenken gesichert. Spieth hat auch immer in erster Linie Missionar sein wollen. Er liebte die Seele seines Ewevolkes, mit dem er in langjähriger Arbeit in einzigartiger Weise zusammengewachsen war, und dieses Volk ins Licht des Evangeliums und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu führen, war sein großes Lebensziel. Aber an dem Baume seines reichen Lebens sind noch andere Früchte gereift, die seinen Namen weit über die Kreise der Missionsfreunde bekannt gemacht haben.

Wir erwähnten schon, wie Spieth während seines Aufenthaltes in Afrika unabläßig bemüht war, volkskundliches Material in weitestem Sinne über die Ewestämme zu sammeln. Diese Sammelarbeit stand wohl zunächst ganz im Dienste der Missionsarbeit, gewann aber mit den Jahren in steigendem Maße selbständige Bedeutung. Sie förderte ein wissenschaftliches Material von einzigartigem Wert zu Tage, dessen Verarbeitung nicht nur im Interesse der Mission, sondern ebensosehr auch in dem der gelehrten Forschung lag. Da es sich zudem um ein deutsches Kolonialvolk handelte, gewannen die Spiethschen Sammlungen auch für die praktische Kolonialpolitik großen Wert.

Nur eine Persönlichkeit von so staunenswertem Fleiß und eiserner Energie wie Spieth konnte neben den großen Arbeiten der Bibelübersetzung auch noch an die Sichtung und Verarbeitung des riesenhaften Materials über die Volkskunde der Ewestämme denken. Daß Spieth während der Tübinger Jahre auch dies noch fertig brachte, bedeutet eine gewaltige geistige Leistung. Spieth ging zunächst an eine

Umschrift der wertvollsten seiner Notizen, wobei ihm Männer wie Professor Karl Meinhof und Dietrich Westermann, denen die neuere afrikanische Sprachforschung ihr Bestes zu danken hat, ratend zur Seite standen. Es war wohl ursprünglich seine Absicht, eine zusammenfassende Schilderung der Ewestämme zu geben und seine Sammlungen dabei im Hintergrunde zu lassen. Gewiß wäre dann ein bedeutendes Werk entstanden, aber die kostbaren Urkunden wären dabei nur in beschränktem Maße zur Geltung gekommen. Aber ermuntert durch die Zeugnisse hervorragender Fachkenner über den Wert seines Materials entschloß sich Spieth zur Herausgabe der von ihm gesammelten Quellen selbst. Freilich welcher Verleger hätte ein solches Werk ohne Unterstützung in Verlag nehmen können, zumal die meisten Texte in Ewe und Deutsch gegeben werden sollten? Es ist das Verdienst der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und der Deutschen Kolonialgesellschaft gewesen, daß sie durch nahmhafte Beihilfen die Drucklegung und Herausgabe des Spiethschen Werkes möglich gemacht haben, das der um die koloniale Sache so hochverdiente Konsul Ernst Vohsen in Berlin, der sich auch hier weitblickend und großzügig zeigte, in seinen Verlag nahm. Im Jahre 1906 erschien das Buch unter dem Titel: „Die Ewestämme. Material zur Kunde des Ewevolkes in Deutsch-Togo." Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Das Buch, das nicht weniger als 1042 Seiten Text enthält und mit 172 vortrefflichen Abbildungen und 2 Karten ausgestattet ist, machte in den weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen. War es doch die umfassendste und gründlichste Monographie über ein deutsches Kolonialvolk, die bisher erschienen war. Für Ethnographen, Religionsgeschichtler, Völkerpsychologen stellt es eine unerschöpfliche Fundgrube für weitere Forschungen, für die Mission unter afrikanischen Völkern einen unentbehrlichen Leitfaden zur Erfassung der geistigen Eigenart dieser Völker dar. Den kolonialen Kreisen bot es eine willkommene Handhabe, sich mit den Daseinsbedingungen und Lebensformen eines unter deutscher Hoheit stehenden afrikanischen Volkes vertraut zu machen. Von allen diesen Seiten wurde daher dem Verfasser dankbare Anerkennung und rückhaltlose Würdigung seiner Arbeit zu Teil.

Eingangs gibt Spieth auf 70 Seiten in meisterhafter Kürze und Vollständigkeit einen zusammenfassenden Ueberblick über Land und Leute in Süd-Togo. (Auch als Sonder-

abdruck erschienen in Bremen. In Kommission bei der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.) Das Land der Eweer, die Landschaften und Siedlungsverhältnisse des Volkes, seine geschichtliche Vergangenheit, seine materielle und geistige Kultur, das Familienleben und die Religion der Ewestämme werden in ebenso fesselnder wie übersichtlicher Weise beschrieben. Dann folgt die Darbietung des von Spieth gesammelten Materials fast durchgängig in Ewe und deutscher Uebersetzung. Den weitaus breitesten Raum nehmen die Mitteilungen über den Ho-stamm ein, unter dem Spieth ja selbst Jahrzehnte lang gearbeitet hat. Der umfangreiche Stoff ist übersichtlich gegliedert in fünf Kapitel, die von der Geschichte, von Verfassung, Rechts- und Gerichtswesen, vom sozialen, wirtschaftlichen und Geistesleben der Hoer handeln. Kein Lebensgebiet, auch nicht das unscheinbarste ist übergangen. Man staunt, wie offen das beobachtende Auge Spieths, wie geschickt sein forschendes Fragen gewesen sein muß, um bis in die letzten Winkel des verwickelten Lebensprozesses eines heidnischen Volkes mit solcher Sicherheit eindringen zu können. Andererseits wieder ist man aufs höchste überrascht, wie reich das Leben eines von uns so gerne als kulturarm oder gar leichthin als kulturlos bezeichneten Volkes bei näherer Betrachtung ist. Man kann Spieths Buch nicht durchblättern, ohne daß die Ehrfurcht vor der eigenartigen Kultur der afrikanischen Völker wächst. Freilich auf Schritt und Tritt zeigt sich auch, wie das Heidentum und die Zauberei das ganze Leben durchziehen und lähmen, und im Missionsfreund werden neue Antriebe lebendig, gerade einem solchen Volke die Verklärung und innere Befreiung durch das Evangelium zu bringen. Aufschlüsse in erster Linie über das religiöse Leben verwandter Ewestämme füllen den Rest des Buches, das mit seinen reichen Schätzen der Forschung noch lange Anregung bieten wird.

Spieth hat es sich versagt, seine Quellen mit erläuternden Erklärungen zu versehen, oder sich in wissenschaftliche Erörterungen über ihren Inhalt einzulassen. In strengster Sachlichkeit und mit eigener Selbstverleugnung läßt er nur die Tatsachen selbst sprechen, wobei ihm freilich der Ruhm zufällt, sie in vorbildlicher Objektivität gesehen und dargestellt zu haben. Ein schönes Zeichen für die Würdigung seiner Arbeit durch die zünftige Wissenschaft war es, daß ihn die theologische Fakultät seiner Heimatuniversität Tübingen bei Gelegenheit des 75jährigen Jubiläums seiner Missions-

Gesellschaft am 18. Mai 1911 Ehren halber zum Doktor der Theologie ernannte.

Obwohl Spieth bereits in den Ewestämmen ausführlich die Religion der Eweer berücksichtigt hatte, reizte es ihn doch, diesen Stoff noch in einer Monographie zu behandeln. Seine Sammlungen bargen so reiche Schätze, daß er es wagen konnte, diesen Stoff noch einmal besonders darzustellen. Noch vor seiner letzten Reise nach Afrika konnte er das neue Werk vollenden. Es erschien unter dem Titel: „Die Religion der Eweer in Süd-Togo" — Religionsurkunden der Völker IV. 2 (Leipzig, Dietrich, 1911, 316 S.). Auch hier läßt Spieth, ebenso wie in den „Ewestämmen" vornehmlich die Aussagen der Eingeborenen zu Worte kommen, freilich nur in deutscher Uebersetzung. Der vergleichenden Religionsgeschichte hat er mit diesem Werke eine überaus wertvolle Gabe beschert, indem nun die Möglichkeit gegeben ist, die Religion der Eweer in ihren bisher unbekannten Beziehungen zu den Kulten der Nachbarvölker zu erfassen.

Wir können diesen Abschnitt über Spieths wissenschaftliche Arbeit nicht abschließen, ohne auch seiner letzten wissenschaftlichen Pläne zu gedenken, die leider nicht mehr zur Ausführung gelangten. Seinen letzten Aufenhalt in Afrika benutzte nämlich der unermüdliche Forscher dazu, um neues Material volkskundlicher Art zusammenzubringen. Diesmal war es die Welt des Liedes, der er seine Aufmerksamkeit zuwandte. Im Volkslied atmet die Seele eines Volkes am ursprünglichsten, und Spieth versprach sich wertvolle Aufschlüsse aus einer Sammlung der unter den Ewe gesungenen Liebes-, Spiel-, Trink-, Kriegs- und Fetischlieder. Er sammelte etwa 1000 dieser in ihrem Sinne oft dunkeln und schwer deutbaren Lieder — ein überaus wertvolles Material, das noch der sichtenden Hand eines kundigen Herausgebers wartet.

Spieths Name wird im Reiche der Wissenschaft weiterleben. Gehört die Hingabe an das Objekt zum Wesen wahrer Wissenschaft, so ist Spieth dieser ersten Forderung in hervorragendem Maße gerecht geworden. Seine Forschung bewegt sich überall auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit und der Tatsachen. Er hat es vermieden, den Ertrag seiner Sammlungen durch vage Hypothesen zu belasten. Was er erarbeitet hat, wird bleiben, und stets davon Zeugnis ablegen, in wie hohem Maße auch die Mission der Wissenschaft zu dienen im Stande ist.

VIII. Der Lebensabend.

Es ist wohl Spieths eigener Wunsch gewesen, die letzten Jahre seines Lebens in der geliebten württembergischen Heimat zu verleben, mit deren geistlichem Leben er so innig verbunden war. Er hat in der Tat öfters den Gedanken erwogen, in den „unständigen" Kirchendienst seiner Heimat einzutreten. Aber Gott hatte ihm noch eine letzte schöne Aufgabe vorbehalten, die ganz in den Rahmen seines reichen Missionarslebens hineinfiel. Seine Gesellschaft eröffnete nämlich in Hamburg in der „Grünen Tanne", der ehemaligen Wohnstätte Wicherns im Rauhen Hause, ein Missionsheim, um ihren eigenen Missionaren nnd denen anderer Gesellschaften, die vor der Ausreise aufs Missionsfeld ihren Studien durch den Besuch des Kolonial-Institutes einen letzten Abschluß geben sollten, dort eine Herberge zu bieten. Der Bitte seines Vorstandes, die Leitung dieses Heimes zu übernehmen, konnte sich Spieth nicht entziehen. So siedelte er denn in

Missionsheim „Tanne" in Hamburg.

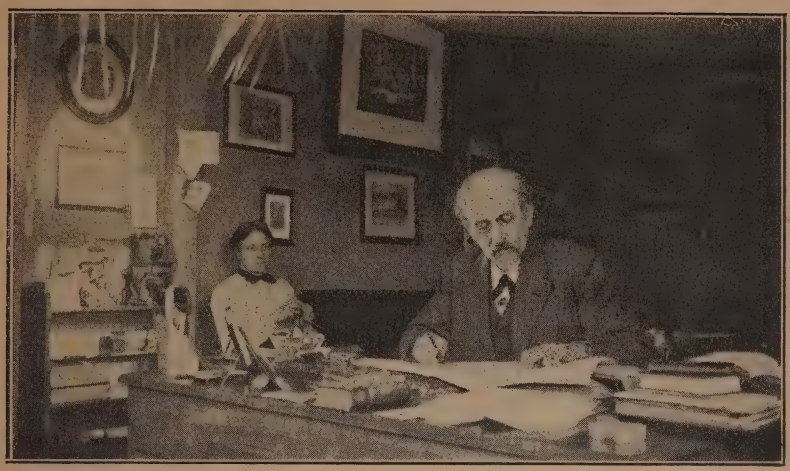
die „Grüne Tanne“ über, die einst eine Brunnenstube für die Innere Mission gewesen war, um sie zu einer Segensstätte für die Aeußere Mission zu machen. In Fräulein Lydia Bethulius-Bernoulli aus Basel schenkte ihm Gott noch eine Lebensgefährtin, die, selbst im praktischen Missionsdienst erfahren, nicht nur ihrem Manne die treuste Gehilfin, sondern auch dem Missionsheim eine treffliche Hausmutter wurde.

Bald füllte sich die Tanne mit Gästen. Missionare inländischer und ausländischer Gesellschaften, neben ihnen der Ewesprachgehilfe des Kolonialinstitutes Viktor Tosoh, bezogen die Räume des malerischen Hauses, das sein eigentliches Gepräge durch Spieths Persönlichkeit erhielt. Er ist den Gästen der „Tanne“ Seelsorger, Freund und Berater gewesen. Mit vollen Händen teilte er aus den reichen Schätzen seiner missionarischen Erfahrung aus, und wohl keiner konnte sich dem Einfluß seiner geweihten Persönlichkeit entziehen. Was Spieth den werdenden Missionaren war, mag das Zeugnis eines Tannengastes zeigen, der dankbar auf die in dem Hamburger Missionsheim empfangenen Eindrücke zurückschaut: „Im D-Zug nach Hamburg trafen wir uns ganz ungesucht, unser Ziel war die „Tanne“. Mit welcher Herzlichkeit nahm er sich gleich meiner an! — eine Herzlichkeit, die unverändert Leben und Wärme ausstrahlte. Und wie überraschte es uns, als er uns nach wenigen Tagen das „Du“ anbot, er, der im Dienste des Meisters Erprobte, uns, die wir doch noch Werdende waren und nicht bewährt! Aber er meinte, wir seien im Tiefsten eins — er, der seinen Missionslauf draußen beendet und wir, die wir ihn anfingen — des Meisters Reich zu bauen, und solchen Einsseins Ausdruck sei das „Du“. Nur zögernd nahmen wir es an, es schien uns so ungewohnt. Aber er hatte dadurch unser aller Herzen sich erschlossen und seine Persönlichkeit hatte Wege gefunden, machtvoll auf uns einzuwirken. Nicht, daß sich alle gleicherweise ihm hingegeben hätten. Es gab da sehr wohl Unterschiede. Aber ohne Gewinn ging keiner aus der stillen „Tanne“ an seine Arbeit. Was war es nun eigentlich, was uns so bereicherte im Umgang mit ihm? Man darf wohl kurz sagen: seine christliche Persönlichkeit. In ihm stand ein Mann vor uns, der etwas erlebt hatte von Gott und den Kräften der unsichtbaren Welt. In seinen schlichten Andachten besonders zum Wochenschluß, in seinen anspruchslosen Erzählungen aus seinem Leben wurde uns immer wieder die Geschlossenheit, die Hoheit,

Die Bewohner der „Grünen Tanne" im Wintersemester 1912/13.

ich möchte sagen der Adel seines Christenlebens klar. Ich weiß noch heute, daß ich oft tief bewegt war durch seine Worte. In den Fährnissen und Nöten seines Missionarslebens war ihm die Bibel zur Brunnenstube geworden. Ich habe nie einen gehört, der so aus tiefstem Erleben die Psalmen uns auslegte. Die hatte er durchbeten lernen in den Gefahren eines Wanderlebens im Busch. Sein Leben war tief verankert in Gott. Sehr klar ist es uns bei ihm geworden, was es heißt arbeiten, treu arbeiten, und wo im tiefsten Grunde die Spannkraft dazu gewonnen wird: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde."

Die Arbeit an der Ewebibel begleitete ihn auch durch diese Jahre. Es galt das Werk durch den Druck zu führen, und manche Stunde hat er über den Korrekturbogen gesessen, die eine dreimalige Durchsicht erforderten und in ununterbrochener Folge anlangten. Auch die Kapitelüberschriften mußten festgestellt und die Parallelstellen sorgfältig



D. Spieth im Studierzimmer der „Tanne".

eingetragen werden. Er sah sein Lebenswerk der Vollendung entgegenreifen, und das gab ihm immer neue Schwungkraft. Daneben half er auch bei der Drucklegung des Katechismusunterrichtes in Ewe und bei der Ueberarbeitung der Gemeindeordnung, sowie der Schul- und Gehilfenordnung. Eine Fülle von Arbeit hat er in dem traulichen Studierzimmer der Tanne geleistet.

Doch daneben stellte er seine Kraft der Missionsarbeit in der Heimat zur Verfügung. Auf Missionsfesten und -konferenzen hat er manche unvergeßliche Ansprache gehalten. Es fiel ihm schwer, eine Absage zu geben, wenn man ihn für ein Missionsfest haben wollte. Einmal kam er müde von einer Reise zurück und sollte doch am nächsten Tag wieder predigen. Man fragte ihn, weshalb er die Predigt angenommen habe. Er antwortete: „Ich konnte die Predigt nicht abschlagen, weil mir war, als müsse ich predigen, um auch nur eine Seele für die Mission warm zu machen." Und wie konnte er andere für die Mission begeistern! Er, der am Ende seines aktiven Missionarslebens seiner Braut schrieb: „Wenn ich sechs Leben hätte, würde ich jedes der Mission geben, nur zuerst Theologie studieren. Das Schönste was man sich denken kann, ist, Herzen für den Heiland gewinnen" — er konnte mit hinreißender Kraft von der Herrlichkeit des Missionsdienstes zeugen. Und wo er auch

sprach, auf Missionsfesten, vor Studenten, in wissenschaftlichen Gesellschaften, stets ging von seiner Persönlichkeit eine Weihe aus, die das Geheimnis derer ist, die ihr Leben ganz in den Dienst des himmlischen Meisters stellten.

Schneller als Menschen dachten, wurde seinem Wirken ein Ziel gesetzt. Seine Gesundheit war durch die Arbeitsjahre in den Tropen erschüttert. Anfang 1914 nahmen seine Kräfte ab. Bald warf ihn ein Leiden, das ihm schon lange Beschwerden gemacht hatte, auf ein schmerzhaftes Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Aber auch dieses Krankenlager war verklärt durch Glauben, Liebe und Geduld. Der Arzt blieb meistens eine Stunde bei dem Kranken und hat nachher bekannt, er habe sich täglich gefreut, zu kommen; in seiner Praxis habe er noch nie ein solches Krankenzimmer betreten, und immer sei es ihm schwer gewesen, wieder wegzugehen. Die Brüder in der „Tanne" durften, während sie ihm an seinem Krankenlager dienten, sich selbst von ihm dienen lassen. Sie sahen, wie sich an dem Leidenden das Pauluswort bewahrheitete: „Ob unser äußerer Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert." Herzerquickend waren die Gebete des Kranken. Oft konnte er nach schweren Anfällen von Herzschwäche jubelnd beten. Manchmal ließ er sich Römer 8. vorlesen und war dann immer wunderbar erquickt. Alle, auch die kleinsten Anliegen brachte er vor Gott. „Wie köstlich ist es, daß wir Jesus haben, zu dem wir mit allem gehen dürfen", sagte er einmal. Wie er im Leben keine Menschenfurcht gekannt hatte, so war er in seinem letzten Leiden ganz frei von Todesfurcht. Auch in die schweren Krankheitstage begleiteten ihn die Gedanken an seine Arbeit. Die Drucklegung der Bibel schritt der Vollendung entgegen, aber wie gerne hätte er noch die Ewelieder selbst übersetzt! Nach einem schweren Anfall von Herzschwäche sagte er einmal: „So gern ich es täte, Gott wird sie übersetzen lassen, gut und treffend."

Der Frühling brachte dem Kranken keine Genesung, sondern die Erlösung. Während draußen die Natur in herrlichem Blütenkleide das Lied des Lebens sang, klopfte der Tod an das stille Missionsheim im Garten des Rauhen Hauses. Am 28. Mai 1914 rief der Herr seinen treuen Knecht heim. Auf seinem Schreibtisch lagen die letzten Korrekturbogen der Ewebibel. Die Arbeit des Bibelübersetzers des Ewevolkes war beendet.

Es war Spieths eigener Wunsch, in der Erde seiner Heimat ruhen zu dürfen. „Wenn ich sterbe, will ich nicht in Hamburg begraben sein, sondern daheim", so hatte er noch drei Tage vor seinem Ende langsam und deutlich gesagt. Die Freunde aus Hamburg und Bremen sammelten sich in der Kapelle des Rauhen Hauses zu stiller und schöner Trauerfeier. In Hegensberg wurde sein sterbliches Teil beigesetzt. Manch köstliches Zeugnis wurde an seinem Sarge laut. Den Dank der Ewekirche brachte Missionar Fies, der Stationsvorsteher von Ho, zum Ausdruck. Keiner wohnte der Feier bei, der nicht unter dem Eindruck gestanden hätte, daß Gott einen treuen Knecht in seine Herrlichkeit gerufen habe, der als Rebe an dem Weinstock Jesus Christus viel Frucht für die Ewigkeit bringen durfte.

Gott hat es ihm gnädig erspart, all das Leid zu sehen, das der Krieg über die deutsche Missionsarbeit gebracht hat. Aber gewiß würde es ihn mit dankbarer Freude erfüllt haben, wenn er es mit hätte erleben dürfen, wie mitten im Weltkrieg die ersten Exemplare der Ewebibel ihren Weg nach Togo fanden und wie ein Lichtstrahl in allem Dunkel wirkten. Wir wissen über die Zukunft der Ewemission gegenwärtig nur das eine, daß sie in Gottes Hand steht. Wie aber auch ihr Geschick nach Gottes Willen sich gestalten mag, so lange eingeborene Christen im Ewelande Gottes Wort in ihrer Muttersprache lesen, wird unter ihnen auch unvergessen bleiben der Name von Andreas Jakob Spieth.

A. Guthe, Buchdruckerei, Bremen.

Von unseren früheren **Missionsschriften** sind noch vorrätig:

		ℳ
Heft 21:	Akpafu, ein Stück Kultur- und Missionsarbeit	—.20
„ 31-34:	Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande, in 4 Heften =	1.55
	einzeln: 31. Heft **25** Pf., 32. Heft **40** Pf., 33. Heft **40** Pf., 34. Heft **50** Pf.	
„ 37:	Geschichte und Eigenart der Norddeutschen Mission	—.15

Müller, Geschichte der Ewe-Mission, geheftet ℳ 2.—, schön gebunden 3.—
Spieth, Die Eweer, Land und Leute in Togo, steif broschiert . . . . 2.—
Schlunk, Die Norddeutsche Mission in Togo.
I. Meine Reise durchs Eweland, steif broschiert . . 2.—
II. Probleme und Aufgaben, steif broschiert . . . . 2.—
Schreiber, Bausteine zur Geschichte der Norddeutschen Mission, broschiert 1.—
Hedwig Rohns, Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande, 356 Seiten, schön gebunden . . . . . 5.—

Flugschriften der Hanseat.-Oldenb. Missions-Konferenz:

		ℳ
Heft 4:	Oldenburgischer Aberglaube im Spiegel unserer heidnischen Vorzeit	—.20
„ 11:	Bete und arbeite! Wie evangelische Missionare schon vor 150 Jahren die Neger zur Arbeit erzogen haben . .	—.10
„ 15:	Neger-Erziehung in Nord-Amerika	—.10
„ 16:	Aeußere und innere Mission in ihrer gegenseitigen Beziehung nach Geschichte und Arbeitsweise	—.20
„ 17:	Mission und Gemeinde	—.15
„ 18:	Notwendigkeit der christlichen Mission für die Kolonisation .	—.10

Flugschriften des Bremer Vereins für ärztliche Mission:

	ℳ
Krankenbehandlung bei den Eweern in Togo	—.10

Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft, erscheint monatlich, jährlich . . . . . 4.—
Missionskinderfreund, erscheint monatlich, jährlich . . . . . 2.—
Quartalblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft, kostenfrei für die Geber der Grotenkollekte. Werbeblatt, erscheint vierteljährlich.
Phöbe, kostenfrei für die Mitglieder der Frauen-Vereine, erscheint vierteljährlich . . . . . —.50

Vater und Sohn in Ho.